This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

COUNTWAY LIBRARY
HC 2IRY 0

Dr. Konr. Küster

Ernstes u. Heiteres aus grosser Zeit

Kriegserinnerungen

von

1866 und 1870 - 71

Berlin 1907
Verlag J. Harrwitz Nachfolger
G. m. b. H.

Digitized by Google

BOSTON MEDICAL
NOV 23 1964
LIBRARY
t.6218

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Konr. Küster

Ernstes und Heiteres aus grosser Zeit

Kriegserinnerungen

von

1866 und 1870-71

Berlin 1907
Verlag J. Harrwitz Nachfolger, G. m. b. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Ich bin von meinen Kindern, Verwandten und Freunden, denen ich bei gemütlichem Zusammensein Vorgänge aus meinem Kriegsleben erzählte, immer wieder gebeten worden, meine Erinnerungen doch einmal im Ganzen niederzuschreiben. Ich habe es getan, in erster Reihe als Erinnerungsblatt für meine Kinder und Enkelkinder, dann aber auch für weitere Kreise. Wir haben bis auf den Kolonialkrieg 36 Jahre im Frieden gelebt, werden voraussichtlich lange Zeit weiter in Frieden leben, da verblassen die Kriegsbilder, da wissen die meisten kaum, wie es im Kriege zugeht, besonders auch nicht, wie es dabei einem Arzte ergeht. Deshalb habe ich meine Erinnerungen auch für diese niedergeschrieben. Durch die häufigen Erzählungen im engeren Kreise, durch meine kurzen Aufzeichnungen in den ärztlichen Kalendern, durch die Briefe an meine Frau während des Feldzuges, die diese gesammelt und geordnet hat, sind mir die Vorgänge trotz der verflossenen 37 bis 41 Jahre stets frisch im

Digitized by Google

Gedächtnis geblieben oder zeitweise immer wieder beim Lesen der Briefe und der Aufzeichnungen aufgefrischt worden.

So mögen sie denn den Weg in die Oeffentlichkeit nehmen.

Berlin, im Oktober 1907.

Geh. Sanitätsrat
Dr. Konr. Küster.

Digitized by Google

Kriegserinnerungen von 1866.

1866.

Erſter Teil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

1. Irrungen und Wirrungen vor dem Abmarsch 9
2. Die Ziegenbock-Batterie und ihr berühmter Ziegenbock 12
3. Meine Reiterkünste 18
4. Um Trautenau 21
5. Um Königgrätz 25
6. Auf dem Hin- und Rückmarsch gen und von Wien durch Mähren und Böhmen 28
7. Die Cholera auf dem Rückmarsch 33
8. Die Heimkehr 39

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Irrungen und Wirrungen vor dem Abmarsch.

Ich hatte, eben 24 Jahre alt geworden, mein Staatsexamen vollendet und war, um meiner Militärpflicht zu genügen, April 1866 als freiwilliger Unterarzt beim Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment eingetreten, als der Krieg mit Oesterreich ausbrach. Ich wurde als Feld-Assistenzarzt zu einer mobilgemachten Garde-Batterie versetzt. Der Unterarzt war damals noch Militärbeamter mit goldener Degenquaste. Es entstand bei mir und bei anderen Kollegen in derselben Lage der Zweifel, ob unsere Ernennung zu Feldassistenzärzten eine Rangerhöhung bedeute und ob wir Offiziersrang erhalten hätten. Die militärischen Vorgesetzten gratulierten uns zu derselben und auch die ärztlichen nächsten Vorgesetzten sahen es als eine Rangerhöhung an. Wir schafften uns daher voller Freude die neuen Rangabzeichen und Uniformen an. Als ich auf dem Wege zu meiner Batterie war, die in Heiligensee lag, wurde mir aber von anderer Seite mitgeteilt, daß wir Unterärzte blieben. Ich kam dadurch in eine peinliche Lage. Ich stellte alles sofort meinem neuen Stabsarzte vor. Dieser war der Ansicht, daß

Digitized by Google

ich die Assistenten-Uniform behalten solle, ich würde als Assistenzarzt meinem etwas scharfen Hauptmann gegenüber eine bessere Stellung haben.

Und mein Hauptmann, aus einem altadligen Geschlecht mit sonderbarem, auf etwas tierisches deutenden Namen, war in Wirklichkeit ein sehr eigener Herr, mit dem sich sehr bald Unzuträglichkeiten entwickelten. Dem Befehle, ihm über die Kranken täglich Bericht zu erstatten, kam ich mit großer Peinlichkeit nach. Als ich aber an dem einen Tage keine Kranke hatte, stattete ich auch keinen Bericht ab, weil mir dies bei meiner Abneigung gegen Bureaukratismus als eine unnötige Formalität erschien. Dies war eine Unterlassung, die mir einen tüchtigen Anschnauzer einbrachte, der zu einer freundlichen Stellung zu einander nicht beitrug. Bald darauf erkrankte ein Kanonier an einer Lungenentzündung, den ich äußerer Umstände wegen nicht sofort ins Lazarett schicken konnte. Als ich ihm einen Krankenbesuch machte, entdeckte ich in seinem Bette eine Anzahl Zuckerstücke. Auf meine erstaunte Frage danach teilte mir der Kranke mit, daß der Herr Hauptmann sämtliche Kranke hinter meinem Rücken homöopatisch behandle und einem jeden Tropfen auf Zucker träufele; er habe die Zuckerstücke nicht genommen und sie neben sich ins Bett gelegt. Meine junge ärztliche Würde bäumte sich mächtig gegen dies Verhalten auf. Ich beschloß, sofort zum Hauptmann zu gehen und gegen dies Verfahren Einspruch zu erheben. Als ich bei ihm eintrat, fand ich ihn eben damit beschäftigt, einem Kanonier, dem ich am Morgen als Drückeberger Dienstthun angeordnet hatte, homöopatische Tropfen zu geben, womit er ihn als krank anerkannte. Dies schlug dem Fasse den Boden aus. Ohne Rücksicht auf militärische Disziplin machte ich dem Haupt-

Digitized by Google

mann heftige und erregte Vorstellungen und verbat mir dergleichen. Und das in Gegenwart des zweiten Offiziers und des Pfarrers des Dorfes, bei dem beide in Quartier lagen. Im Bewußtsein seiner Schuld, ließ sich der Hauptmann einschüchtern und versprach davon abzulassen. Ich merkte aber am nächsten Tage, daß er mir meine militärische Disziplinlosigkeit in geeigneten Fällen streng heimzahlen würde. So sah ich denn einem recht ungemütlichen Feldzuge entgegen.

Da kam unerwartet der Befehl, daß ich zu einer anderen Garde-Batterie, die in Britz lag, versetzt sei. Freudigen Herzens zog ich von dannen. War ich doch bis auf den Roßarzt Buhl bei der Batterie keinem näher getreten. Dies war ein erfahrener, tüchtiger Arzt, mit dem ich vielfach Spazierritte machte und den ich auch auf seinen Krankenbesuchen bei den Tieren begleitete. Ich bewunderte, mit welcher Sicherheit er Krankheiten erkannte, was bei Tieren doch viel schwieriger ist, als bei Menschen, da erstere sich nicht äußern können. Wie beim Arzte das Sehen und Hören besonders scharf ausgebildet sein muß, so noch mehr beim Tierarzt. Die tierärztliche Kunst, auf die ich bis dahin etwas herabgesehen, stieg damals sehr in meiner Achtung.

Digitized by Google

2.

Die Ziegenbock-Batterie und ihr berühmter Ziegenbock.

Bei meiner neuen Batterie, der fünften vierpfündigen Garde-Batterie, traf ich es sehr gut. Der Hauptmann v. Elteſter war ein liebenswürdiger, lebhafter und militäriſch sehr tüchtiger Mann; ebenſo der Leutnant Braumüller und der Fähnrich Heintze, der bald im Felde Offizier wurde. Die beiden letzten ſind hohe und bekannte Offiziere geworden,*) während der Hauptmann leider frühzeitig geſtorben iſt. Eine nicht gewöhnliche Perſönlichkeit war auch der Roßarzt. Er war der Sohn des Direktors der Berliner tierärztlichen Hochſchule, Geh. Medizinalrates Dr. Hertwig. Er hatte bereits den ſchleswig-holſteiniſchen Feldzug 1864 mitgemacht, beſaß reichlich Kriegserfahrung und nahm ſich meiner wohlwollend an, der ich unſchuldig wie ein Kind, wie ich ging und ſtand, ohne jegliche Vorbereitungen in den Krieg gezogen war. Auch mit dem Hauptmann wußte er ſich gut

*) Braumüller lebt als General-Leutnant z. D. in Wiesbaden, Heintze, der längere Zeit Flügel-Adjutant des Kaiſers war, als Generalmajor z. D. Heintze v. Krenski in Charlottenburg.

Digitized by Google

zu stellen, trotzdem auch dieser homöopatische Neigungen hatte, zwar nicht bei den Menschen, aber doch bei den Pferden. Er hat später in Berlin eine bevorzugte Stellung gehabt, ist aber leider schon vor Jahren gestorben. Uns alle verband während des Feldzuges nicht nur treue Kameradschaft, sondern auch wahre Freundschaft, die auch noch nach dem Feldzuge von Bestand blieb. Auch die Unteroffiziere und die Mannschaften waren angenehme Leute. Der Feldwebel Roeber, der trotz aller Milde doch strenge Ordnung zu halten wußte, ist später viele Jahre angesehener Berliner Magistratsbeamter gewesen und hat sich erst vor wenigen Jahren unter großen Ehrungen zurückgezogen. Außer einer Reihe tüchtiger Einjähriger aus Pommern, eines originellen Hünen aus Ostpreußen, waren auch in der Mannschaft selbst außergewöhnliche Talente, die im Quartier und auf dem Marsche uns alle bei guter Laune zu erhalten wußten.

Unser erster Marsch ging durch die Provinz Brandenburg bis Sorau. Ich ordnete in den Dörfern die Herbeischaffung von Trinkwasser an und ließ die erschöpften Soldaten trinken, um dem leicht zu Hitzschlag führenden starken Wasserverlust des Körpers vorzubeugen. Militärischerseits war damals aber das Wassertrinken auf dem Marsche noch verboten. Ich konnte meinen Hauptmann zu meiner Ansicht bekehren.

Eine ganz besondere Zutat der Batterie war ein außergewöhnlich großer und prächtig gebauter Ziegenbock. Kavallerie und Artillerie halten sich häufig einen Ziegenbock, weil der Aberglaube herrscht, derselbe zöge die Krankheiten der Pferde an sich. Wegen seiner Originalität hatte man beschlossen, ihn mit ins Feld zu nehmen. Er ist der Gegenstand und der Urheber von unglaublich komischen Szenen geworden.

Digitized by Google

Wenn ich ihn mir auf dem Bilde, das nach dem Feldzuge von der Batterie angefertigt wurde, ansehe, so steigen eine Reihe drolliger Vorgänge in meiner Erinnerung auf, welche die trübeste Stimmung in heitere Laune zu verwandeln im Stande ist.

Als der Marsch nach Schlesien begann, marschierte unser Ziegenbock mit der Batterie, aber nur an der Spitze derselben. Erst kam der Ziegenbock, dann die drei Trompeter, hinter diesen der Hauptmann, dann die Kanonen mit den Zugführern, zum Schluß Feldwebel, Roßarzt und ich. Der Ziegenbock zeigte stets eine selbstbewußte Haltung und eine Miene, als wenn er das Ganze befehligte. So lange wir allein marschierten, ging alles recht gut. Als wir aber später im Brigade-Verbande uns vorwärts bewegten, wollte der Ziegenbock keine Truppen vor sich dulden; er lief regelmäßig nach vorne, um wieder an der Spitze die Führung zu übernehmen. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als ihn auf einen Gepäckwagen zu nehmen und ihn dort zu befestigen. Sobald wir in unser Quartier einrückten, wurde er sich selbst überlassen. Er suchte sich mit großem Geschick seine Lagerstatt und ebenso sein Futter. Lieblingsspeise waren ihm Zigarren. Er drang mit der größten Unverschämtheit in offenstehende Zimmer und suchte nach Zigarrenkisten, deren Inhalt er sofort vertilgte. Als ihn hierbei ein Bäuerlein überraschte und ihn verjagen wollte, ging der Bock mit seinen großen Hörnern auf ihn los, jagte ihn in die Flucht, und als das Bäuerlein durchs offene Fenster flüchtete, beförderte er den Rückzug durch einen kräftigen Stoß auf den Hinterteil. Selbstverständlich blieben Beschwerden über ihn nicht aus. Aber was tun? Kriegsgerichtlich konnte er nicht belangt werden.

Digitized by Google

Er war ein sehr selbständiges Wesen mit zähem Eigenwillen und klarem Verständnis für die Sachlage. Er ging stets seine eigenen Wege, kein Mensch kümmerte sich um ihn. Wenn Appell der Mannschaften abgehalten wurde, erschien mit würdigen Schritten auch der Ziegenbock, umkreiste die Mannschaft und wehe, wenn ein Zivilist zu nahe zu kommen wagte. Er ging mit gesenkten Hörnern sofort auf ihn los und hielt ihn in angemessener Entfernung. Wegen dieser und anderer löblicher Eigenschaften wurde seinen Schandtaten gegenüber ein Auge zugedrückt, ja er wurde sogar von den Mannschaften in einer feierlichen Handlung zum Vizezahlmeister-Aspiranten ernannt und ihm ein Halsband mit Sergeantenknöpfen verliehen, das er mit großem Stolze trug.

Neugierig waren wir, wie er in der Schlacht sich benehmen würde. Unsere Erwartungen wurden noch übertroffen. Es war im Gefecht bei Königinhof. Der Ziegenbock stand hoch aufgerichtet auf einem Protzkasten und hatte eine Haltung, als wenn er das Ganze kommandierte. Kugeln und einschlagende Granaten störten ihn auch nicht einen Augenblick in seiner Herrscherhaltung. Dies Verhalten bei Königinhof hat ihn in die österreichischen Zeitungen gebracht und zum Tagesgespräch in Oesterreich und außerhalb Oesterreichs gemacht. Oesterreichische Gefangene wurden in einem ganz nahe liegenden Gehölz gesammelt. Hier sahen dieselben den Ziegenbock auf dem Protzkasten und schauten voll Verwunderung und mit Staunen zu ihm hin. Einer derselben hat dies nach Hause berichtet und geschrieben: Er wundere sich garnicht mehr, daß die Preußen überall siegten, sie ständen ja unter dem Befehl des Teufels; er habe selbst denselben in Gestalt eines Ziegenbocks gesehen. Dies

Digitized by Google

Schreiben wurde von einer Zeitung abgedruckt und von einer Reihe anderer dann aufgenommen. So wurde unser Ziegenbock eine geschichtliche Persönlichkeit.

Aber auch er sollte nicht ohne Unbill und Schädigungen davon kommen, wenn auch nicht in der Schlacht. Wegen seiner vielfachen Untaten mußte er im Quartier schließlich doch eingesperrt werden. Wir waren bereits auf dem gemächlichen Rückmarsch von Wien her, als zu unserem Schrecken bemerkt wurde, daß unser Ziegenbock fehlte. Er war von seiner Einsperrung nicht befreit worden, keiner hatte sich um ihn gekümmert, man war eben zu sehr daran gewöhnt, daß er von selbst sich einfand. Es blieb nichts anderes übrig, als ein Kommando zurückzuschicken, um ihn wieder zur Truppe zu bringen, von der er dann auch mit lautem Hurrah empfangen wurde.

Uebler bekam ihm ein anderer Vorfall. Er war wieder auf einen Wagen gepackt worden. In seinem Selbständigkeitsdrange hatte er sich befreit und war vom hohen Wagen gesprungen, leider nicht geschickt genug; er brach dabei ein Bein. Die Trauer war groß. Tierarzt Hertwig und ich legten ihm aber kunstgerecht einen Gipsverband an. Er war dadurch mehr auf den Wagen angewiesen, auf dem er sich dann auch im Bewußtsein seiner Verwundung ruhig verhielt. Seine Würde verlor er auch dabei nicht. Als wir auf unserem Rückmarsch in die Provinz Sachsen gekommen waren, begann man in den Dörfern, uns feierlich zu empfangen. Ein Schulmeisterlein erschien mit seinen Schulkindern; festlich wurden wir angesungen. Als nach einer Rede des Lehrers uns Lorbeerkränze überreicht werden sollten, entdeckten die Kinder mit einem Male den auf dem Wagen tronenden Ziegenbock.

Digitized by Google

„Süh, kiek! den Ziegenbock!“

Alle Aufmerksamkeit der Kinder wandte sich nunmehr von uns dem Ziegenbock zu, und eine Reihe Lorbeerkränze, die uns zugedacht waren, wurden ihm um den Hals gehängt. Er fraß sie voll Würde auf!

Nun waren wir bis Berlin gekommen. Die Batterie sollte feierlichst durch das Brandenburger Tor einziehen. Wir bestürmten unsern Hauptmann, den Bock, dessen Bein inzwischen tadellos geheilt war, an unserer Spitze einziehen zu lassen. Er sagte es zu. Später waren ihm aber doch ernste Bedenken gekommen, ob der König dies nicht mißbilligen könnte; er ließ in der letzten Minute den Bock zurücknehmen. So kamen die Berliner nm ein jedenfalls eigenartiges und kostbares Einzugsbild.

Der Ziegenbock hat noch Jahre bei der Batterie gelebt. Er fiel seiner Leidenschaft für Zigarren und für reichlich viel Bier zum Opfer. Nach reichlichem Genuß von beiden fiel er plötzlich infolge eines Schlaganfalles tot zu Boden.

Digitized by Google

3.

Meine Reiterkünste.

Wenn ich ein Kapitel meinen Reiterkünsten widme, so geschieht es nicht zu meiner Verherrlichung, sondern zur Verherrlichung meines Feldzugspferdes, meiner trefflichen Amalie, mit der mich innige Freundschaft verbinden sollte.

Die einjährigen Aerzte dienten 1866 noch nicht ein halbes Jahr mit der Waffe. Ohne jede Kenntnis in militärischen Dingen zog man die Uniform an und mußte suchen, sich zwischen der Scylla und Charybdis aller möglichen Reinfälle und Verstöße durchzufinden. Der Arzt ist im Felde zu Roß. Vom Reiten hatte ich so gut wie keine Ahnung. Zwei bis drei Reitstunden vor Abgang zur Batterie konnten daran nicht wesentliches ändern. Und nun mein Schreck! Mir großen, starken Menschen, der in der Jugend schon den späteren 200 Pfund sich näherte, gab man ein zierliches, kleines Pferd, das seines Zeichens ein Ackerpferd gewesen und niemals geritten war. Von der Batterie aus sah man den Mißgriff ein, man hatte einen kleinen zierlichen Doktor für die als Doktorpferd ausersehene Amalie erwartet. Aendern ließ sich nichts daran; es wurde abmarschiert, ein stärkeres Pferd konnte nicht mehr gestellt werden. Und es ging, viel besser sogar als man erwartet hatte. Amalie erwies sich

Digitized by Google

durchaus reitfähig, kräftig und widerstandsfähig und wußte sich geschickt in alle Eigenheiten meines Naturreitens zu finden. Zuerst freilich hatte ich meine liebe Not. Tierarzt Hertwig und ich ritten nebeneinander. Zwischen unseren Pferden entwickelte sich gleichfalls große Freundschaft, was das Unangenehme für mich im Gefolge hatte, daß Amalie, wie man sagt, klebte und von der Seite ihres neugewonnenen Freundes nicht fort wollte. Bei meinem mangelhaften Reiten war es jedesmal, wenn ich nach vorn gerufen wurde, schwer, sie abzubringen. Aber schließlich verlor sie diese Neigung und war willig und folgsam. Ich konnte später tüchtige und weite Ritte mit ihr unternehmen. Es war nicht sehr vergnüglich, bei langsamen Märschen Schritt für Schritt hinter den Kanonen zu reiten. Ich nahm deshalb stets mit Freuden die Aufforderung der Quartier machenden Offiziere oder Unteroffiziere an, mitzureiten. Hierbei ging es stundenlang in scharfem Trabe voran, damit bei Ankunft der Batterie alle Quartiere schon bereit waren. Meine Amalie war hierbei stets mit an der Spitze und erregte die Bewunderung meiner Mitreiter: man hatte nimmer geglaubt, daß wir beide dies leisten könnten. Trotz scharfer Ritte wurde sie niemals lahm oder krank, sodaß ich sie keinen Tag zu schonen nötig hatte. Ihr Bravourstück leistete sie sich auf dem Rückmarsch. Wir kamen durch Zinna, wo entfernte Verwandte von mir auf der Oberförsterei wohnten. In aller Eile wollte ich ihnen einen guten Tag sagen. Ich jagte durch eine Dorfstraße, die etwas glibbrig war. Amalie glitt aus und fiel zur Seite. Ehe ich recht zur Besinnung kam, sprang sie mit mir schwerem Kerl auf, war schnell wieder auf den Beinen und jagte weiter, sodaß ich meine Not hatte, im Sattel zu bleiben, da ich mit einem Fuß aus dem Steigbügel gekommen war.

Digitized by Google

Der Feldzug war zu Ende. Die Batterie wurde abgerüstet. Die zum Feldzuge angeworbenen Pferde sollten wieder abgeschoben und verkauft werden. Ich konnte mich schwer von meiner Amalie trennen und wollte sie kaufen. Aber wohin mit ihr? In Berlin konnte ich sie nicht gebrauchen. Ich mußte sie schon zu meinen Eltern aufs Land schicken. Aber der Transport war umständlich und langwierig; sie hätte als Ackerpferd oder Fabrikpferd dort wohl harte Tage gehabt, als Reitpferd wäre sie nicht benutzt worden. Ueber dem Ueberlegen war die Zeit zum Verkauf herangeeilt. Sie wurde zu einem lächerlich billigen Preise losgeschlagen. Wohin sie gekommen, erfuhr ich nicht. Noch heute bedaure ich, daß ich mich nicht schnell genug zum Kaufe entschließen konnte.

Digitized by Google

4.

Am Trautenau.

Nachdem wir mittelst Bahn von Sorau über Breslau nach Brieg gefahren, waren wir von Brieg aus über Grottkau, Frankenstein, Silberberg, Neurode an die böhmische Grenze gekommen. Unsere Truppen rückten am 26. Juni ins Feindesland bis über Braunau hinaus, wo wir am Abend unser erstes Biwack bezogen. Es war herrliches Wetter; wir lagerten in einem weiten grünen Tal mit schönen Anhöhen zur Seite. Das bunte Kriegslager wäre ein prächtiger Gegenstand für ein Bild gewesen. Vom Abendhimmel beleuchtet hoben sich von den Gipfeln der Anhöhen Gardehusaren in ihrer malerischen Uniform ab, die als Vorpostenkette ausgestellt waren. Da ich ohne Decken ins Feld gezogen war, so lag ich nur in meinen Mantel gehüllt auf grüner Erde und erwachte beim Hellwerden doch stark fröstelnd; aber das malerische Bild und die schöne Gegend ließen schnell alle Unbequemlichkeiten vergessen.

Bald setzten sich die Truppen wieder in Bewegung auf Weckelsdorf und Adersbach zu. Da erschallte heftiger Kanonendonner aus der Richtung von Trautenau zu uns herüber. Nach gutem preußischen Brauch wurde sofort auf Trautenau zumarschiert. Wir stießen bald auf das erste Armeekorps,

Digitized by Google

auf Infanteristen. Sie sahen wie die Waldteufel aus. Nicht nur waren die Gesichter von Staub und Pulverdampf geschwärzt, auch die Helme waren es; man hatte sie künstlich schwarz angestrichen, um das Blinken derselben zu vermeiden. Trautenau war genommen; unsere angebotene Hilfe abgelehnt; wir sollten nur seitwärts marschieren. Das geschah auch. Abends lagerten wir auf einer Höhe, vor uns das Städtchen Eipel. Es war wieder ein herrlicher, schöner, milder Abend. Ich lagerte in einem Kornfeld. Bald aber zeigte sich große Unruhe. Die Verbindung mit dem ersten Armeekorps war verloren gegangen, Trautenau war wieder vom Feinde besetzt. Es erschien unser kommandierender General v. Alvensleben, ein vorzüglicher Heerführer, der auch 1870/71 große Lorbeeren erntete. Er erzählte uns, daß in Eipel, wo er Quartier genommen, alles von Oesterreichern wimmelte, daß jede Verbindung mit unseren Truppen verloren gegangen sei und daß er sich mit seinem Stabe habe zurückziehen müssen. Wir stärkten ihn zunächst, da er den ganzen Tag und besonders auch nicht in Eipel zu einem Imbiß gekommen war. Nach allen Richtungen hin wurden Reiter ausgesandt. Es blieb die alte Leyer, das erste Armeekorps war verschwunden. Der General schwankte, was er in dieser kritischen Lage tun sollte. Als aber die aufgehende Sonne die Gegend erhellt hatte, da stieß er mit seinen Truppen kühn auf Eipel und auf die nach Trautenau marschierenden feindlichen Truppen vor. Kühnheit ward einmal wieder belohnt. Die Oesterreicher, die von der Anwesenheit der Gardedivision keine Ahnung gehabt, gerieten in Unordnung und begannen sich zurückzuziehen. Gleich im Anfang fiel das ganze Gepäck des Feldmarschalls Gablenz, der die Oesterreicher kommandiete, in unsere Hände.

Digitized by Google

Es entspann sich dann das Gefecht von Soor, Burkersdorf und Staudentz, das siegreich für uns war. Es wurden verschiedene Geschütze erobert. Unser Hauptmann ging mit Feuereifer vor und griff selbständig von Höhe zu Höhe mit gutgezieltem Granatfeuer ein. Da überbrachte der Abteilungsadjutant v. Guillaume, ein später sehr bekannt gewordener General, den Befehl, die Batterie solle sich zurückhalten, um die Kanonen nicht in Gefahr zu bringen.

Unser Hauptmann schäumte vor Wut, aber er mußte gehorchen. Es galt damals noch für eine große Schande, Geschütze zu verlieren. Sie wurden deshalb unnötig zurückgehalten, ein Verfahren, das 1870/71 glücklicherweise nur noch ganz vereinzelt sich geltend machte.

Die andere Gardedivision hatte inzwischen Trautenau wieder genommen und viele Gefangene gemacht. Wo war aber das erste Armeekorps geblieben? Als Gablenz auf Trautenau vorrückte, um es wieder zu nehmen, hatte der kommandierende General, ohne die Hilfe der Garde anzurufen, den Rückzug bis zur Grenze angeordnet, ein Befehl, der seine sofortige Abberufung zur Folge hatte. Seinem Korps wurde sofortiger Vormarsch anbefohlen.

Auf dem Schlachtfelde wurde biwakiert. Ich suchte dasselbe vorher ab, um nach Verwundeten zu sehen. Hier traf ich mit dem stellvertretenden Regimentsarzte eines Garderegimentes, dem späteren Prof. Dr. Zuelzer aus Berlin, zusammen, den dieselbe Absicht wie mich geleitet hatte. Wir arbeiteten gemeinschaftlich und schlossen unter den außergewöhnlichen Umständen, die uns zusammengeführt hatten, Freundschaft, die später in Berlin fortgesetzt wurde, wo wir uns beide auch als Burschenschafter fanden.

Digitized by Google

Am nächsten Tage wurde die Verfolgung der Oesterreicher fortgesetzt. Bei Koeniginhof kam es wieder zum Gefecht. Das Städtchen wurde mit Sturm genommen. Wir lagerten oberhalb derselben. Ich ging zur Stadt und durchsuchte die Straßen nach Verwundeten. Am Ende der Stadt wollte ich eine Brücke überschreiten, wurde aber von preußischen Posten zurückgehalten: das andere Ufer sei vom Feinde noch besetzt. So kehrte ich denn um und traf auf ein größeres Gebäude mit Verwundeten. Ich ging hinein und stieß auf ein österreichisches Lazarett. Die Aerzte kamen mir sofort entgegen und wollten mir ihre Säbel als Gefangene überreichen. Oesterreich gehörte damals noch nicht zur Genfer Konvention und waren wir daher berechtigt, auch Aerzte gefangen zu nehmen. Ich erklärte aber, daß die Preußen Aerzte niemals zu Gefangenen machen würden, sie sollten ihre Säbel behalten und ihre Verwundeten pflegen, kein Mensch würde sie dabei stören. Wir drückten uns die Hände und ich trat den Heimweg zu meiner Batterie an, um auf der Höhe auf bloßer Erde von den Strapazen auszuruhen.

Beim Heimwege stieß ich noch auf einen ganz zerschossenen österreichischen Instrumentenkasten. Unsere Granaten hatten keine solche Rücksicht, wie wir genommen. Ich suchte einige eigenartige Instrumente, die ja dem Verderben geweiht waren, vor und nahm sie zum Andenken mit. Sie lagern noch in meinem Instrumentenschranke.

Digitized by Google

5.

Am Königgrätz.

Wir hatten nur kurze Ruhe. Wir lagen natürlich im Biwak. Unsere Batterie gehörte zur Vortruppe und rückte mit vorwärts. Auch am 2. Juli lagen wir im Biwak. Das schöne Wetter hatte uns verlassen, es war regnerisch, der Boden war aufgeweicht. Am 3. Juli wurde bei Tagesgrauen der Kaffee gebraut, weil uns fror. Selten habe ich ihn mit höherer Wonne getrunken, trotzdem nur moddriges Wasser uns zur Verfügung stand. Da kam Befehl, in Eilmärschen vorzugehen. Es war eine schwere Arbeit, die Kanonen bei dem aufgeweichten lehmigen Boden vorwärts zu bringen. Aber es wurde geschafft. Mittags waren wir am Feinde. Unsere Batterie feuerte und konnte als erste der schwer ringenden Armee des Prinzen Friedrich Karl damit die Nachricht bringen, daß die Armee des Kronprinzen im Anmarsch und zum Eingreifen bereit sei.

Auf uns richtete sich natürlich von allen Seiten das feindliche Feuer. Die Granaten schlugen vor uns, nach uns, seitwärts ein, aber glücklicher Weise nicht in die Batterie. Die Richtung für uns war auf einen weit sichtbaren hohen Baum gegeben. Die Schlacht tobte an allen Enden, aber es ging dauernd vorwärts. Tierarzt Hertwig hatte sich mir zu-

Digitized by Google

gesellt und so suchten wir, des Granatenhagels nicht achtend, das Schlachtfeld ab und verbanden gemeinschaftlich.

Da schlug hinter Hertwig eine Granate ein, er stürzte vornüber und sagte:

„Doktor, ich habe was weg!"

Das war glücklicherweise ein Irrtum. Ich hatte gesehen, daß die Granate, die wie die meisten österreichischen Granaten nicht geplatzt war, hinter ihm eingeschlagen war und harte Erdballen aufgeschleudert hatte. Ein Erdballen war ihm mit großer Kraft in den Rücken geflogen und hatte ihn umgeworfen. Ich säuberte seinen Rock und bewies ihm, daß er heil davongekommen. Um so freudiger gingen wir wieder an die Arbeit. Die Granaten waren trotz des Nichtplatzens doch recht unangenehm. Herr Oberst v. Obernitz, ein angesehener, hervorragender Offizier, der später viel genannt worden ist, wurde schwer leidend aus dem Gefecht geführt. Es war ihm eine Granate dicht beim Kopfe vorbei gesaust und der Luftdruck hatte ihn umgeworfen. Eine Verletzung war bei ihm nicht zu finden, ich beruhigte ihn daher. Er hat aber später, wie ich in den Zeitungen las, noch schwer zu leiden gehabt. Durch den Luftdruck war eine Quetschung und später Eiterung mit Anjauchung des Knochens entstanden.

Das letzte Stadium des Kampfes war die Erstürmung des auf einer kegelartigen Anhöhe gelegenen Chlum. Auch wir gelangten auf die Höhe. Hier bot sich ein reichliches Feld der Tätigkeit. Mehrere Zimmer lagen voll von österreichischen Verwundeten, darunter sehr viele Offiziere. Einem derselben, einem Hannoveraner, konnte ich eine dicht unter der Haut am Halse sitzende Kugel schnell entfernen und ihm überreichen.

Er war ganz außer sich über den so schnell gelungenen Sturm. Er zeigte auf einige stramme Garde-Infanteristen.

Digitized by Google

„Was sind das für Kerle?“

„Garde-Infanterie.“

„Verfluchte Kerle! Wie die Teufel waren sie mit einem Male mitten unter uns und doch glaubten wir, eine uneinnehmbare Stellung innezuhaben. Unglaublich.“

Da rief mich ein an der Erde gelagerter österreichischer Hauptmann zu sich.

„Bitte, Herr Doktor, sehen sie auch einmal nach mir.“

Er war mit einem Mantel zugedeckt. Ich entfernte denselben ahnungslos und sah nur einen Klumpen freiliegender Gedärme. Eine Granate hatte ihm den Leib aufgerissen. Ich hatte nach dem noch gut aussehenden Gesicht solche schwere Verwundung nicht erwartet und zuckte unwillkürlich zurück. Der Hauptmann hatte, da er mich beobachtete, mein Erschrecken leider bemerkt. Er sprach ruhig und gelassen:

„Ich sehe, Herr Doktor, an Ihrem Gesicht, daß es mit mir zu Ende geht. Bitte geben Sie mir genügend Betäubungsmittel, damit ich ruhig und schmerzlos hinüberschlummere.“

Ich hatte die notwendigsten Arzneimittel in einer Tasche bei mir. Ich gab ihm tief erschüttert genügend Opium. Dann mußte ich ihn verlassen, um meine Hilfe noch anderen angedeihen zu lassen.

Nachts lagen wir am Fuße der Chlumer Anhöhe im Biwak.

Digitized by Google

6.

Auf dem Hin- und Rückmarsch gen und von Wien durch Mähren und Böhmen.

Für uns war der Kampf vorbei. Was nun folgte, war ein friedlicher Marsch durch Böhmen, Mähren und Nieder-Oesterreich bis Eibestal in nicht zu weiter Entfernung von Wien. Hier trat am 23. Juli Waffenruhe ein und machte unserem weiteren Vormarsch auf Wien ein Ende. Wir blieben in Eibestal, bis der Friede geschlossen. Am 30. Juli traten wir den Rückmarsch an. Wir hatten keine Eile mehr. Wir marschierten zurück durch reizende Landschaften, vorbei bei Nickolsburg, Brünn, Deutschbrod, Kuttenberg, Prag, Schlan, Budin a. Eger, Teplitz, Nollendorf und durch das Erzgebirge nach dem Königreich Sachsen.

Eine unendliche Zahl herrlicher Bilder und Ereignisse sind an meinen Augen vorübergegangen. Ich will aus dem reichlichen Schatz einige in meine Erinnerung zurückrufen und sie meinen Lesern mitteilen.

Als wir noch am Fuße der Chlumer Anhöhe im Biwak lagen, kam das dritte Armeekorps bei uns vorbei. Es war uns dies ein eigenartiger Anblick. Wir hatten bisher fast nur Gardetruppen vor Augen gehabt, große, hohe Gestalten.

Digitized by Google

Jetzt zogen die kleinen Brandenburger an uns vorüber, die uns fast wie Zwerge erschienen. Aber wie stramm die kleinen Kerle marschierten, trotz schwerem Gepäck, und wie ihnen noch der Kampfesmut aus den Augen blickte. Mir war klar, daß diese kleinen, gedrungenen Gestalten bei großen, lang andauernden Märschen wohl mehr leisteten, als die hohen Gardegestalten, die, wie ich mich überzeugt hatte, bei der affenartigen Geschwindigkeit unseres Vormarsches, wie die österreichischen Zeitungen es nannten, leichter ermüdeten. Aber Eindruck machten diese hohen, stattlichen Gestalten doch sehr. Ich sah in Hohenmauth die allerdings klein gewachsenen Bürger staunen, wie eine Anzahl Garde du Corps-Offiziere, wahre hühnenartige Rittergestalten, mit ihrem Küraß und ihrem Adlerhelm über den Markt gingen.

„Wenn die Preußen solche große und gewaltige Leute sind, ist es doch kein Wunder, daß unsere Truppen geschlagen sind" meinten sie ergeben in ihr Schicksal.

In deutschen Gegenden stießen wir auch beim Hinmarsch durchweg auf freundliches, entgegenkommendes Wesen. Die Gebildeten waren allerdings traurig und niedergeschlagen, das gewöhnliche Volk auch dies nicht einmal. Auch wir konnten uns nicht als Feinde betrachten, trotzdem ja noch keine offizielle Waffenruhe eingetreten war. Wir waren selbst wohl sämtlich nicht mit großer Freudigkeit in den Kampf gezogen, rief es doch in vielen eine unangenehme Empfindung hervor, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen sollten. Aber es wurde der Krieg im Grunde genommen auch gar nicht als ein erbitterter angesehen; mir erschien er wenigstens nur als eine Mensur zwischen zwei Genossen, um zu entscheiden, wer die Oberherrschaft in Deutschland führen sollte. Oesterreich mit seinem Völkergemisch war kein reines deutsches

Digitized by Google

Land mehr und konnte und durfte diese Oberherrschaft nicht mehr ausüben.

Auch in den czechischen Teilen ging es nicht unfriedlich zu. Hin und wieder wurde wohl gegen die Deutschen eine widerspenstige Miene angenommen, man wollte nicht deutsch verstehen, aber wenn man dann etwas grob zufaßte, ging es ganz leidlich mit dem Verstehen.

Der Deutsche ist ja gegen Fremde immer entgegenkommend und ist gern bereit, ihre Sprachen zu lernen. So bemühte auch ich mich, die czechische Sprache zu verstehen und zu sprechen. Von zarter Hand ließ ich mir in meinen Medizinalkalender neben die wichtigsten Gebrauchsgegenstände die czechischen Ausdrücke schreiben, ebenso die Zahlen. Ich finde dort verzeichnet: Butter = moslo, Brod = chleba, Bier = pivo, Milch = mliko, Eier = Veyce, Hühner = Kurata, Gänse = Husa, Messer = Nuz, Gabel = Vidlicka, Teller = Talir, Wasser = Woda, Feuer = Ohen, Bett = Postel usw., dann 1 = jedna, 2 = dwje, 3 = tri, 4 = ctiri, 5 = pjet, 6 = schest usw. Aber auch das Zarte, Schöne habe ich, wie ich sehe, nicht vergessen; es steht noch verzeichnet: Kuß = chubicku. Man sieht, so sehr feindlich haben wir mit den Czechen und Czechinnen nicht gestanden. Ein solch unangenehmer Gegensatz zwischen Deutschtum und Czechentum, wie ich ihn später nach vielen Jahren in Böhmen angetroffen, war 1866 noch nicht vorhanden. Er ist künstlich geschürt und großgezogen worden.

Meist waren wir in Dörfern und Oberförstereien oder auf großen Gütern einquartiert; die großen Städte durchzogen wir nur, um in der Nähe in Quartier zu gehen.

Ein herrliches Landschaftsbild mit drolliger Szene ist mir unvergeßlich geblieben. Wir lagerten in einer schönen

Digitized by Google

Ebene, die von einem Bach durchströmt wurde. Es war ein heißer Tag und der Marsch staubig gewesen. Unser Hauptmann konnte dem Gelüste nicht wiederstehen, in den kühlen Fluten des Baches ein Bad zu nehmen. Der Zufall wollte, daß ein höherer Vorgesetzter desselben Weges zog. Militärische Vorschrift ist, daß der Befehlshaber der lagernden Truppe Meldung macht. Wollte der Hauptmann sich erst anziehen, wäre er zu spät gekommen. In seinem Pflichteifer stieg er eiligst aus dem Wasser, und wie ihn Gott geschaffen, so eilte er auf den Vorgesetzten zu und machte seine Meldung. Dieser faßte die Szene voller Humor auf, ja verwickelte absichtlich unsern Hauptmann noch in ein Gespräch, so daß dieser ihn noch eine Strecke Weges in seinem Naturkostüm begleiten mußte. Leider war das Amateurphotographieren noch nicht Mode, sonst wäre diese Szene jedenfalls verewigt worden. Sie machte damals um so größeren Eindruck, als Naturkostüme und Luft- und Sonnenbäder noch nicht an der Tagesordnung waren.

Nur in einer großen Stadt lagen wir in Quartier, in dem herrlichen Prag.

Ich lag in einem Kloster, oberhalb der Stadt, mit herrlichem Blick auf die Moldau, auf den Hradschin und auf die Stadt. Als wir anzogen, zog gerade ein Gewitterregen über die Stadt fort, dem bald heller Sonnenschein folgte. Einen so herrlichen Ausblick, wie er mir nach dem Gewitterregen zu teil wurde, wird wohl selten jemand zu sehen bekommen. Prag war in meinen Augen eine deutsche Stadt. Hatten doch noch während meiner Studentenzeit von 1861/64 recht viele befreundete Mediziner daselbst studiert und waren stets fröhlich und befriedigt heimgekehrt. Auch 1866 war von einem so ingrimmigen Haß gegen die

Digitized by Google

Deutschen noch keine Rede, wie ich ihn später bei einem Besuche der deutschen Studenten vorgefunden, Prag war angefüllt von Truppen. Eine solche Anfüllung lockert immer die Sitten. Aber mir wollte nach meinen Beobachtungen, die ich machte, und das besonders im Sophienbade, es doch scheinen, als wenn die Sitten daselbst von Hause aus sehr locker und nicht erst gelockert zu werden brauchten. Bei meinem viel späteren Besuche in Prag fragte ich die deutschen Studenten in Erinnerung meines Erlebnisses nach dem Sophienbade, das auf einer Moldau-Insel gelegen. Ich erfuhr, daß Deutsche es nicht wagen dürften, dort zu erscheinen. Die Czechen hatten Bad und Insel allein für sich in Anspruch genommen.

Der Rückmarsch nordwärts Prag nach dem Erzgebirge zu wurde immer schöner und romantischer.

Ich habe aber bisher nur von Lichtseiten auf dem Rückmarsch gesprochen, ich muß leider auch noch eine trübe Schattenseite nachholen: Die Cholera auf dem Rückmarsche.

Digitized by Google

7.

Die Cholera auf dem Rückmarsche.

Unser Rückmarsch glich mehr einem Zuge durch Freundesstatt Feindesland, wir hatten jedoch mit einem anderen bösartigen und heimtückischen Feinde zu tun: mit der Cholera. Rob. Koch hatte damals noch nicht den Komma-Bazillus entdeckt und die Ursache und Verbreitungsweise dieser Seuche klargelegt. Wir Aerzte waren daher vollständig im Unklaren. Das Geheimnisvolle machte die Krankheit noch unheimlicher. Nur das hatten wir aus Erfahrung festgestellt, daß eine direkte Ansteckung von Körper zu Körper nicht stattfand.

Stettiner Regimenter hatten die Cholera nach Böhmen und Mähren eingeschleppt. Nach Stettin war sie durch Schiffe gebracht, welche das Oderwasser, wie wir jetzt wissen, mit den Kommabazillen durchseucht hatten. Auf dieselbe Weise wurden in Böhmen und Mähren die Flüsse durchseucht und somit auch das Trink- und Spülwasser.

In erschreckender Weise verbreitete sich die Seuche bei den Truppen und ebenso auch bei der Bevölkerung. Als wir in und bei Brünn waren, schwiegen die Totenglocken nur wenige Stunden, fast ununterbrochen wurden Cholera-leichen beerdigt.

Digitized by Google

Besonders bei der Infanterie herrschten massenhaft Durchfälle. Marschierende Truppen mußten viel häufiger als sonst Marschpausen eintreten lassen, damit die Erkrankten austreten konnten. Fast die halbe Kompagnie saß dann seitwärts, ein wenig erfreuliches Bild. Unsere Batterie selbst litt zum Glück nur wenig. Wir hatten nur einen Kranken, der im Lazarett verstarb. Wir lagen ja fast immer mehr abseits auf Dörfern, auf Gütern, auf Oberförstereien, die noch nicht durchseucht waren, und setzten uns dadurch viel weniger der Gefahr einer Ansteckung aus.

Viel mehr hatte ich auf dem Marsche mit Kranken von anderen Truppenteilen zu tun, besonders mit solchen vom ersten Garde-Regiment, welches häufig in gleicher Richtung mit uns marschierte.

Mehrfach wurde ich von Landbewohnern herbeigeholt: in ihrer Scheune liege ein toter Soldat. Plötzlich von der Cholera ergriffen, hatten die Leute in Scheunen, auf Heuställen ein Lager gesucht und waren hier gestorben. Was sollte ich machen? Ich nahm ihnen vor allen Dingen die Erkennungsmarken ab, um sie dem Regiment einzuschicken. Dann aber mußte ich für schleunige Beerdigung sorgen. Ein Grab gruben die Einwohner wohl, aber anfassen wollte keiner die Leiche. Hier half oft alle Ueberredung nicht, der gezogene Säbel mußte nachhelfen.

Als wir in Budin a. Eger einzogen, wurde mir eine eigene Ueberraschung. Oberst Knapp v. Knappstaedt, vom dritten Garde-Regiment, war Kommandeur des Städtchens und als solcher hatte er den Befehl erlassen, ich solle daselbst ein Cholera-Lazarett einrichten. Mein Hauptmann fürchtete, daß ich bei der häufigen Berührung mit Cholerakranken die Seuche auch zur Batterie bringen könnte; er gab mir für die

Digitized by Google

Tage, die wir in Budin bleiben sollten, nach außerhalb unerbetenen Urlaub. Ich lehnte denselben ab, da ich mich zunächst dem Kommandanten stellen mußte, wir könnten sonst beide große Unannehmlichkeiten haben; ich würde die Sache schon rückgängig machen. Der Hauptmann hatte aber gegen meinen Willen wohl schon eine ablehnende Meldung gemacht; er mahnte mich deshalb, als ich zum Kommandanten mich begab, ich solle ja recht ruhig mich verhalten, er kenne den kleinen Oberst als einen scharfen, heftigen Herrn, kleine Leute seien immer kratzbürstig. Der Hauptmann rechnete auch zu den Kleinen. Er hatte so unrecht nicht. Ich war inzwischen durchaus streng militärisch geschult worden und würde nicht wieder einen Verstoß gegen die Disziplin verbrochen haben, des Hauptmanns Mahnung stärkte mich aber doch in meiner Ruhe. Und sie war wahrhaftig nötig, denn es kam ärger, als ich erwartet hatte.

Der Kommandant empfing mich äußerlich höflich, aber in scharfen Worten hielt er mir meine vermeintlichen Sünden vor. Ich hätte mich geweigert, einem militärischen Befehl nachzukommen; ich hätte mir wohl nicht klar gemacht, was für ein Vergehen ich begangen; ich könnte vor ein Kriegsgericht gestellt werden und auf Ungehorsam im Kriege könnte Todesstrafe verhängt werden; wenn wir auch auf dem Rückmarsche, so befänden wir uns doch immer noch im Kriegszustande und in Feindesland usw.

Ich hörte in aller Seelenruhe bis zum Schlusse zu, legte, als der Kommandeur geendet, die Hand an den Helm, klappte die Hacken zusammen und sagte:

„Erlauben der Herr Oberst mir das Wort?“

„Bitte!“

Digitized by Google

Ich setzte auseinander, daß ich mich nicht geweigert hätte, ich hätte mich überhaupt noch nicht geäußert, ich wäre gekommen, um zu melden, daß ich dem Befehle, ein Choleralazarett einzurichten, nachkommen würde. Ich könne dem Herrn Oberst aber nicht verhehlen, daß ich mich dann sofort über ihn beschweren würde. Ich hätte auch noch ärztliche Vorgesetzte und von diesen hätte ich den strengen Befehl erhalten, jeden Cholerakranken nach dem und dem Lazarett zu senden. Es wäre seine Anordnung nicht gerechtfertigt; ich wäre Truppenarzt, meine Truppe könne jeden Augenblick wo anders hin verlegt werden, ich müßte folgen und müßte dann meine Kranken ohne Arzt zurücklassen.

Der Oberst wurde stutzig und lenkte ein. Er wünsche ja nicht, daß ich ein vollständiges Lazarett einrichte, ich solle nur ein Zimmer einrichten lassen, in dem die nicht transportfähigen Kranken gelagert werden könnten.

Ich klappte wieder die Hacken zusammen und legte die Hand an den Helm.

„Herr Oberst! Wer hat darüber zu bestimmen, ob ein Kranker transportfähig ist, Sie oder ich?"

„Natürlich Sie, Herr Doktor!"

„Herr Oberst, dann bin ich vollständig einverstanden, ich werde sofort mir ein Zimmer anweisen lassen."

Das geschah auch. Vom Bürgermeister wurde mir ein Zimmer übergeben. Ein Kranker ist aber nie hineingekommen. Nach einigen Tagen wurde das dritte Garde-Regiment nach einer Nachbarstadt verlegt und mit ihm Herr Oberst Knapp von Knappstaedt.

Nun wurde mein Hauptmann Kommandant von Budin. Seine erste Amtshandlung war die Aufhebung des Krankenzimmers.

Digitized by Google

Dieser Vorgang hatte noch ein kleines interessantes Nachspiel. Der stellvertretende Regimentsarzt des dritten Garde-Regiments, Dr. Zuelzer, mit dem ich auf dem Schlachtfelde von Soor, Burkersdorf, Staudentz mich angefreundet hatte, lud mich zu einem Glase Bier in ein Restaurant der Nachbarstadt ein. Als wir längere Zeit uns unterhalten und wir ein Glas Bier nach dem anderen getrunken, fragte er mich urplötzlich:

„Was haben Sie eigentlich mit meinem Oberst gehabt? Er ist ja fuchswild auf Sie!"

Ich trug ihm wahrheitsgemäß alles vor.

„Na, was will denn mein Oberst? Sie haben ja nach allen Seiten hin richtig gehandelt und durften sich gar nicht anders verhalten. Ich will Ihnen nur gestehen, der Oberst hat mir in der Meinung, ich sei, weil ich im Range höher, Ihr Vorgesetzter, den Auftrag gegeben, Ihnen einen Rüffel zu erteilen. Ich bin erstens garnicht berechtigt dazu, und selbst, wenn es der Fall, würde ich es auch nicht tun, da ich vollständig mit Ihrem Verhalten übereinstimme."

Wir kneipten gemütlich weiter, bis es Zeit für mich war, zurückzureiten.

Ich habe dieses kostbaren Begebnisses mit Knapp von Knappstaedt später 1870/71 oftmals gedacht, da mir ja häufig genug Gelegenheit wurde, über die mutige und heldenhafte Führung desselben als kommandierender General zu lesen und zu hören.

Die Cholera verfolgte uns als Schreckgespenst bis nach dem Königreich Sachsen hinein. Auf dem Marsche erkrankte der Bursche des Hauptmanns infolge unmäßigen Essens von harten Kartoffeln. Die Krankheitserscheinungen glichen ja denen bei der Cholera. Trotz meinem Widerspruch wurde

Digitized by Google

die Meinung verbreitet, wir hätten einen Cholerakranken bei uns. Als wir bald darauf auf einem großen Gut unser Quartier bezogen, hatte ich mit Widerspenstigkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen, meinen Kranken unterzubringen. Man floh mich und den Kranken wie die Pest. Sehr gegen meine Gewohnheit mußte ich grob und militärisch rauh auftreten, um meine Anordnungen durchzusetzen. Die Offiziere und ich wurden zu Tisch geladen. Besitzer des großen Gutes war ein ehemaliger preußischer Offizier, der sich im Königreich Sachsen angekauft hatte. Von den Damen, der Gattin und zwei erwachsenen liebenswürdigen und schönen Töchtern, wurde ich zunächst sehr zurückhaltend empfangen; man hätte mich am liebsten wohl garnicht eingeladen. Bald aber zerschmolz das Eis. Man gestand ganz offen, man hätte mich wegen meiner Grobheit gefürchtet und hätte mich ungern eingeladen; ich sei ja aber ein sehr liebenswürdiger Mensch und hätte, wenn sie es sich recht überlegten, garnicht anders handeln können; es hätte nur bei allen eine so große Furcht vor der Cholera geherrscht.

Das Mahl verlief herrlich. Toaste wurden gehalten und schließlich gingen die Damen am Abend zu unseren Geschützen und bekränzten sie. Das hatten wir in Feindesland nicht erwartet.

Ungern trennten wir uns am nächsten Tage von dieser so gastlichen Stätte.

Mein Kranker war obenauf und konnte mitmarschieren. Damit war auch der letzte Rest der Furcht vor Cholera gebannt. Sie sollte auch weiterhin nicht mehr auftauchen.

Digitized by Google

8.

Die Heimkehr.

Durch die schönen Täler des Erzgebirges zogen wir dem Königreich Sachsen zu, das ja auch noch zum Feindesland gehörte. Ich bekam sehr bald einen eigenartigen Begriff von der sächsischen Sprechweise. Ich sah von der Höhe aus eine schöne Stadt an der Elbe liegen. Nach der Karte, die ich beim Reiten durch interessante Gegenden stets in der Hand hielt, mußte es Pirna sein. Zur Sicherheit fragte ich einen Landmann nach dem Namen der Stadt.

„Das ist Berne!"

Verdutzt nehme ich meine Karte vor, konnte aber Berne nicht verzeichnet finden, nach der Karte mußte es doch Pirna sein.

„Ich dachte, das wäre Pirna!"

„Ei jawoll, das ist ja Berne!"

Nun wußte ich erst, daß die Sachsen Pirna schreiben, aber Berne sprechen.

Wir zogen durch Dresden und hatten in Trachau bei Dresden mehrere Tage Ruhequartiere, konnten daher Dresden und Umgegend mit Muße genießen, konnten auch einmal wieder das Theater besuchen und fühlten uns wieder als Großstädter.

Digitized by Google

Die Stimmung in Sachsen war nicht so freundlich gegen uns, wie in Oesterreich, wo die Deutschen im Böhmerland sogar freudig auf einen Anschluß an Deutschland hofften. In Sachsen war man verstimmter. Es schwebte gerade das Verschlucktwerden wie ein Schwert des Damokles über ihren Häuptern. Aber gefallen haben uns die Tage in Sachsen doch trotzdem und alledem.

Am 7. September rückten wir wieder in Preußen ein. Ueberall wurden wir mit Jubel empfangen. Wie ich schon berichtet, tat uns der Ziegenbock bedenklich Abbruch bei den Gunstbezeugungen.

Am 10. September hatten wir Quartier in Alt-Herzberg. Der Pastor des Ortes hatte sich den Arzt zur Einquartierung ausgebeten. Ich war erstaunt darüber und dachte im Stillen bei mir: viel Freude wird er an mir bei meinem nicht kirchlichen Sinne nicht haben. Das Gegenteil trat ein. Ich fand einen alten weißhaarigen Herrn vor, der ein Ideal eines Landpfarrers war. Ich gewann die Ueberzeugung, welche wichtige erzieherische Rolle ein Pfarrer auf dem Lande ausüben kann und wie wenig leider davon Gebrauch gemacht wird. Mein Pfarrer Richter wurde von seiner Gemeinde auf Händen getragen, er war der ratende und beschützende Vater derselben. Ich machte als Mann der Offenheit von meinen unkirchlichen Anschauungen kein Hehl und doch fanden wir uns so, daß wir am nächsten Tage beim Abschiede uns in den Armen lagen und uns küßten. Ich hatte das nicht für möglich gehalten. Weshalb kann unsere Geistlichkeit diesen Weg der Versöhnung nicht finden? Ohne Dogmen ginge das ganz leicht.

Wir zogen in Jüterbog ein, an dessen Tor warnend ein großer Knüppel hängt, der die Inschrift trägt:

Digitized by Google

„Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet später selber Not, den schlag man mit diesem Knüppel tot."

Eine vorzügliche und kraftvolle Warnung gegen die Unsitte der deutschen Bauern, sich zu früh bei noch voller Arbeitskraft auf ihr Altenteil zu setzen.

In Jüterbog sollte uns zur Abwechslung auch einmal eine unfreundliche Aufnahme zu teil werden. Die Soldaten waren in einem Gasthause etwas übermütig und trieben allerhand Tollheiten. Dem griesgrämigen Wirt wurde dies zu viel, er fing an zu murren und zu mauzen. Ich hielt ihm entgegen:

„Lassen Sie die Soldaten doch fröhlich sein. Sie müßten sich doch auch freuen, daß sie ihnen die Kroaten fern gehalten haben, die würden anders gehaust haben."

„Na, toller als hier die Leute hätten die Kroaten auch nicht hausen können. Mir wären sie fast schon lieber."

Voll Entrüstung griff ich an den Säbel, er ahnte wohl, daß ich nicht glimpflich mit ihm umgehen würde, er verschwand schleunigst und ward nicht mehr gesehen.

Wir näherten uns Berlin. Noch ein schönes, eintägiges Liebes-Idyll sollte mir vor Toresschluß zu teil werden.

Wir lagen auf einer Oberförsterei und hatten einen Ruhetag. Im Dorfe wurde uns zu Ehren ein Fest gefeiert. Zu demselben erschienen zwei Schwestern, Agnes und Luise, Bekannte oder Verwandte des Oberförsters. Es waren zwei reizende, schöne und liebliche Erscheinungen. Mich erfaßte für die jüngere eine schnell erwachende Schwärmerei. Ich tanzte viel mit ihr und bald waren wir beide nur für einander da. Auch das junge Mädchen war von einer Schwärmerei für mich erfaßt. Unsere Augen tauchten liebe-

Digitized by Google

strahlend ineinander. Da wurde es von den Verwandten fortgeholt. Man war besorgt um dasselbe. Unnötige Sorge! Eine so reine, schöne Zuneigung, wie zwischen uns entflammt war, konnte kein Unheil anrichten.

Um 5 Uhr morgens wurde am nächsten Tage abmarschiert. Ich hatte mich etwas verspätet. Als ich durch die Dorfstraße ritt, öffnete sich plötzlich ein Fenster und wundervolle Rosen wurden mir von Damenhand zugeworfen. Ich sprang vom Pferde, nahm die Rosen entzückt an mich und konnte meinen Liebling versteckt hinter der Gardine erblicken. Ich mußte schnell wieder aufs Pferd. Noch ein letzter Blick, ein letzter Gruß, dann mußte ich meiner Batterie nacheilen. Ich habe nie wieder etwas von ihm gesehen und gehört. Aber gedacht habe ich viel an ihn. Immer und immer wieder tauchte selbst noch nach vielen Jahren die Erinnerung an die liebliche Erscheinung und das kurze Liebes-Idyll in mir auf, und noch heute, wo meine Haare schon lange weiß, ist das Bild noch nicht verblaßt.

Am 20. September hatten wir unsern Einzug in Berlin. Wir wurden allseitig stürmisch begrüßt. Ein solcher Einzug hat etwas erhebendes. Nicht Eitelkeit und Ueberhebung erwachten in uns, im Gegenteil. Man war sich wohl bewußt, nach bestem Wissen und Wollen seine Pflicht getan zu haben, aber doch eben nur seine Pflicht, nichts außergewöhnliches. Unwillkürlich kam der Wille in mir hoch, in künftigen Fällen noch mehr zu leisten, als diesmal. Die Gelegenheit dazu sollte uns bald gegeben werden.

Die Kriegsherrlichkeit hatte bald ein Ende. Einige Tage lagen wir noch in Ahrensfelde bei Berlin, dann wurde abgerüstet.

Bevor ich meine Stellung beim Kaiser Alexander-Regiment als einjähriger Unterarzt wieder antrat, denn das Jahr war

Digitized by Google

erst mit dem 1. April 1867 beendet, nahm ich einen Urlaub, um meine Eltern auf der Insel Wollin zu besuchen. Es ist ein eigenes Gefühl, als siegreicher Krieger in die Heimat und zu den Eltern heimzukehren. Man wird mit ganz anderen Augen als sonst angesehen. Mein Vater hatte alle Feldpostkarten aufbewahrt und sie den Erwachsenen des Dorfes, die meist bei ihm in Arbeit standen, zum Lesen gegeben. Darunter befand sich ein mit Blut befleckter Zettel vom Schlachtfelde von Königgrätz. Ich hatte eifrigst verbunden; da zog eine Feldpost vorbei und sammelte Schreiben nach der Heimat. Ich riß ein Stück Papier aus meinem ärztlichen Kalender und schrieb mit blutigen Händen Adresse und Gruß auf den Zettel. Unsere vorzügliche Post hatte schnell und pünktlich diesen Wisch besorgt.

Noch eine große Freude sollte mir während meiner Anwesenheit bei den Eltern zu teil werden. Es wurde mir der Kronenorden 4. Klasse mit Schwertern für mein Verhalten während der Schlacht bei Königgrätz übersandt. Es war dies eine Auszeichnung, die Aerzten nur selten verliehen wird. Und in der Tat haben nur wenige Aerzte in dem österreichischen Feldzuge die Schwerter erhalten. Ich bin kein Freund von Orden, aber diese Kriegsauszeichnung machte mir doch Freude und habe ich sie bei feierlichen Gelegenheiten gern getragen.

Die schönen Tage im Elternhause gingen nur zu bald vorüber. Ich mußte nach Berlin zum Regiment und meinen Dienst im Lazarett antreten.

Die Kriegsherrlichkeit hatte endgültig ein Ende. Ich ahnte damals noch nicht, daß sie nach wenigen Jahren in verstärktem Maße wieder aufleben sollte!

Digitized by Google

Digitized by Google

Kriegserinnerungen von 1870/71.

1870/71.

Zweiter Teil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

1. Vor dem Abmarsch 49
2. Der Vormarsch gegen Frankreich 53
3. Die Zeit der großen Schlachten 60
4. Ein Ritt durch „la belle France“ 78
5. Rambouillet und die Zeit des Kleinkriegs General v. Schmidt 85
6. Um Orleans 97
7. Um Le Mans 108
8. Die Zeit der Waffenruhe nebst allgemeinen Betrachtungen 117
   a) Die Manneszucht der preußischen bez. deutschen Truppen während des Krieges 121
   b) Eigenarten Frankreichs 125
   c) Die Stellung der Aerzte im Heere 134
9 Die Heimkehr 139
10. Schlußworte 148

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Vor dem Abmarsch.

Ich hatte mich nach Beendigung meines Militärjahres als praktischer Arzt in Berlin niedergelassen. Als Assistent eines sehr beschäftigten bedeutenden Arztes, des hochangesehenen Dr. Körte, war ich bald zu einer guten Praxis gekommen. Ich gedachte zu heiraten und verlobte mich mit der Tochter Helene des früheren Stadtrat Schneider. Die Hochzeit sollte am 16. August 1870 sein, die Wohnung war bereits gemietet, die Einrichtung derselben sollte vor sich gehen. Ich war wie gewöhnlich abends bei meinen Schwiegereltern und meiner Braut am Schöneberger Ufer. Da trat mein etwas älterer Bruder Ernst, der spätere Marburger Professor der Chirurgie, ein und brachte uns die Nachricht:

„Der Krieg gegen Frankreich ist erklärt. Der König muß in einer halben Stunde auf dem Potsdamer Bahnhof von Ems her eintreffen."

Der jetzige Bahnhof war im Bau, der Notbahnhof lag an der Flottwellstraße. Mein Bruder und ich stellten uns an der nahen Linkstraßen-Brücke auf, um den König zu erwarten.

Bald erschien derselbe, langsam über die Brücke fahrend. Der König saß mit einem tiefernsten Gesicht im Wagen.

Digitized by Google

Nur vereinzelte Hurrahs! Dafür ein allgemeines kräftiges Bravorufen und lautes Händeklatschen!

Wir berichteten meiner Braut, was wir gesehen und gehört, dann aber trieb uns die Unruhe nach den Linden. Hier wurde die Mobilmachung Bayerns verkündet, was allgemeinen Jubel hervorrief. Wir drückten uns die Hand und als alte Burschenschafter sprachen wir die innerste Ueberzeugung aus:

„Jetzt wird ein deutsches Kaiserreich gegründet! Jetzt wird Elsaß-Lothringen wiedergewonnen."

Die Einberufung ließ nicht lange auf sich warten. Binnen vier Tagen hatte ich mich als Assistenzarzt bei den Zieten-Husaren in Rathenow zu melden. Das waren vier unruhige Tage. Es war kaum möglich, die ganze Kriegsausrüstung in dieser kurzen Zeit zu beschaffen. Nur notdürftig gelang es. Aber es lag mir noch etwas anderes schwer auf dem Herzen. Der Krieg war wie eine Bombe in meine Heirat hineingeplatzt. Er würde lange dauern, ich würde eine große Zeit durchleben. Kehrte ich glücklich heim, dann wollte ich in mein inzwischen wohlig eingerichtetes Heim einkehren und nicht erst wochenlang dauernde Vorbereitungen zu dessen Einrichtung und zu der Hochzeit haben. Ich beschloß daher, mich vor der Trommel trauen zu lassen. Konnte doch meine Frau, falls ich im Felde erkrankte oder verwundet wurde, mir nachkommen, während es meiner Braut versagt geblieben wäre. Die Trauung mußte kurz vor meiner Abfahrt stattfinden und machte große Unruhe. Meine liebe, gute Schwiegermutter hatte zu der feierlichen Handlung noch schleunigst die Gardinen waschen lassen wollen. Sie kamen nicht zur rechten Zeit zurück. Zum Entsetzen des weiblichen Teils mußte nun ohne Gardinen getraut werden.

Digitized by Google

Mir wollte die Gala-Uniform nicht recht sitzen, der Säbel ließ sich schlecht um den Leib schnallen; ich warf ihn ärgerlich in die Ecke und ließ mich ohne Säbel trauen. Ein befreundeter Pfarrer meiner Braut, der stets väterliche Gesinnungen gegen sie gehegt, sollte die feierliche Handlung vornehmen. Er war verreist. Ein uns ganz fremder Pfarrer trat dafür ein. Er legte die Hände auf sein Bäuchlein, drehte die Daumen und begann mit etwas fetter Stimme:

„Was soll ich Euch sagen?"

Ich sah ihn erstaunt an und dachte: „Das kann doch nicht zweifelhaft sein."

Die ernste, feierliche Stimmung, die mich bei einer so wichtigen Handlung in so bewegter Zeit erfaßt hatte, verflog vollkommen. Das beste an der Rede war, daß sie kurz und bündig war.

Ich hatte nicht mehr viel Zeit und konnte mich wenig meiner geistig und körperlich hervorragenden lieblichen Frau widmen. Ich hatte mich kaum zur Reise umgezogen und mir vom Schwiegervater noch die neuesten Nachrichten vorlesen lassen, als ich von meinem Frauchen begleitet zum Potsdamer Bahnhof in der Flottwellstraße wanderte.

Die große, erhebende Zeit brachte mich und mein Weibchen über den Abschiedsschmerz; ich machte ja die Hochzeitsreise allein und womöglich auf ein Jahr. Aber meine Frau war ebenso wie ich kriegerisch begeistert und an Gefahren, die mir reichlich winkten, dachte sie Gott sei Dank nicht. Sie hatte gemeint, ein Arzt käme nicht mit ins Feuer.

So fuhr ich begeistert und froh davon. Um mein Frauchen hatte ich mich ja nicht zu sorgen, blieb sie doch bei ihren lieben Eltern wie zuvor.

Digitized by Google

Ich fuhr nach Brandenburg. Die Bahn nach Rathenow war noch nicht gebaut. Von Brandenburg ging es die Nacht durch mit der Post nach Rathenow weiter und zwar mit einem Bekannten aus der Praxis, Nobiling, den ich in Brandenburg auf dem Bahnhofe traf; er ging als Freiwilliger zu den Zieten-Husaren, wir hatten also ein gemeinsames Ziel.

Um 6 Uhr morgens angekommen, war ich um 9 Uhr schon in vollem Dienst — Untersuchung der Reservisten, Lazarettdienst. Ich wurde bei dem Apotheker Schulze (Altstädtische Apotheke) einquartiert und von dem jungen liebenswürdigen Ehepaare geradezu verhätschelt.

Mit meiner Kriegsausrüstung kam ich auch hier nicht in Ordnung. Es war vieles nicht zu haben. So war ein Offizierssattel nicht aufzutreiben. Ich mußte mir einen Mannschaftssattel, einen sogenannten Bocksattel, aufs Pferd legen lassen.

Ich war in ein Regiment gekommen, das ein vorzügliches Offizierkorps besaß. Eine Masse bekannter Namen war vertreten: Zieten, Seydlitz, Thümen, Winterfeld, Bülow, Arnim, Kanitz, Buggenhagen, v. Byern usw., tüchtige, hervorragende Rittmeister, wie v. Thümen und Krell und eine flinke Mannschaft, meist bewegliche und lustige echte Berliner Jungens. Bei solcher Zusammensetzung war es kein Wunder, daß das Regiment seinen alten Ruhmestaten einen Kranz neuer hinzufügte.

Digitized by Google

2.

Der Vormarsch gegen Frankreich.

Nach sechs Tagen wurde nach Brandenburg abmarschiert. Ich wurde der 4. Schwadron unter Rittmeister v. Thümen zugeteilt und ritt neben Leutnant von Byern, dem Schlußoffizier. Am 26. Juli wurden wir in Brandenburg auf der Eisenbahn verladen. Wie im Triumphzug ging es durch die deutschen Lande. Wie still war es auf unserem Marsche gegen Oesterreich gewesen, man war ja von dem Kriege gegen Deutsche nicht entzückt. Aber für den Krieg gegen Frankreich schlugen die Flammen der Begeisterung lichterloh in die Höhe. Besonders hervorragend war der Empfang auf den Bahnhöfen von Dortmund und Düsseldorf. Dann gings den schönen Rhein aufwärts bis Bingerbrück. Am 28. Juli lagen wir schon in der Nähe von Kreuznach in Quartier. Wir stießen bereits viel auf marschierende Truppen, die alle einen vorzüglichen Eindruck machten, besonders interessant war mir die schwarze braunschweigische Brigade (mit schwarzen Schnürröcken und Jägerschakos). Der Marsch zog sich durch Rheinhessen und durch die bayerische Pfalz. Noch hatten wir prächtige Quartiere. In Weinheim konnten wir, an unserem herrlichen Rhein sitzend, ebenso herrlichen Rheinwein trinken. In Neu-Bamberg lag ich bei Schlamps IV

Digitized by Google

in Quartier. In dem Orte herrschte das Geschlecht der Schlamps vor, es ging bis zu Schlamps XII. In der Rheinpfalz hielt man uns anfangs vielfach für Franzosen. Deshalb zuerst große Aufregung, dann aber Freude und Zutraulichkeit. Wir waren zu der sechsten Kavalleriedivision unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg zusammengestellt. Zu unserer Brigade gehörten die schleswig-holsteinischen Husaren unter Oberst von Schmidt.

Mit den schönen Quartieren hatte es bald ein Ende; es gab meist überhaupt keine Quartiere mehr, als wir uns der französischen Grenze (Lothringen) näherten. Es wurde ernst. Am 2. August bezogen wir das erste Biwak. Ein Kiefernwald, eine Wiese mit einem Flüßchen, in dem gebadet werden konnte. Hier hörten wir den ersten Kanonendonner aus der Richtung von Saarbrücken. Am nächsten Tage wieder Biwak. Eine Schwadron ging über die Grenze, wurde aber von heftigem Feuer empfangen. Wir lagerten sehr malerisch in einem herrlichen hohen Buchenwald. Am Abend aber kam ein Platzregen, der die ganze Nacht bindfadenartig fortdauerte. Ich hatte es mir unter einer Buche bequem gemacht und war nur mit dem Mantel bedeckt — weiter hatte ich nichts. Leichtsinnigerweise hatte ich die Stiefel ausgezogen. Ich wurde vollständig durchnäßt, und als es frühmorgens weiter ging, da, o Schreck, es war eine Unmöglichkeit, meine durchnäßten Stiefel auf die durchnäßten Strümpfe zu ziehen. Mit halbangezogenen Stiefeln mußte ich aufs Pferd gehoben werden; erst spät nachmittags konnte ich wieder als normal bekleideter Mensch auftreten. Am 4. und 5. August hatten wir noch einmal Quartier. Gegen Abend wurde eine Schwadron Schleswig-Holsteiner und unsere vierte Schwadron zu einem Rekognoszierungsritt unter

Digitized by Google

Major v. Massonneau von den Schleswig-Holsteinern gegen Bitsch zu bestimmt.

„Sie kommen doch mit, Dokterchen? fragte mich der liebenswürdige Major.

„Gewiß sehr gern."

Ich fürchtete zwar, unser Regimentsarzt, Oberstabsarzt Dr. Nöhte, würde mir das untersagen. Als Arzt und mit meinem nicht zugerittenen Ackergaul gehörte ich eigentlich nicht dahin. Aber er sagte nichts. Er hätte den verwegenen Ritt am liebsten wohl selbst mitgemacht.

Mit Hurrah ging es über die Grenze in Feindesland hinein.

Wir waren noch nicht allzuweit geritten, als wir auf eine Eisenbahn-Station und auf einen haltenden Zug stießen. Derselbe beförderte französische Infanterie in der Richtung nach Saargemünd zu. Die meisten waren ausgestiegen und ergingen sich behaglich. Da wurde man des anreitenden Feindes ansichtig. Es wurden Alarmzeichen gegeben, Kommandos erteilt, man verschwand in die Abteile und der Zug dampfte davon. Alle waren aber doch nicht mitgekommen. Diese wurden zu Gefangenen gemacht und rückwärts gebracht. Wir hatten mit gezogenen Säbeln seitwärts im Walde gehalten und erwarteten einen Angriff. Anreiten konnten wir auf den Bahndamm nicht. Der hochgelegene Damm wäre für die Franzosen wie eine uneinnehmbare Festung gewesen, aber die Ueberraschung war wohl zu groß. Durch den Bahndamm ging, so weit sichtbar, nur ein tunnelartiger Durchgang. Diesen passierten wir ohne jede Belästigung. Inzwischen war Dämmerung eingetreten. Ein Gewittersturm raste, die Wolken jagten. In der Ferne rollte der Donner, Blitze erhellten für einen Augenblick das

Digitized by Google

Dunkel. Auch wir rasten dahin. Im gestreckten Galopp ging es durch die Dörfer. Als wir das erste durcheilt hatten, wurden die Glocken geläutet. Es war dies ein verabredetes Zeichen, daß der Feind erschienen. Auf allen Dörfern vor uns, seitwärts, hinter uns lärmten daraufhin die Glocken. Immer weiter rasten wir vorwärts, meilenweit ins Dunkle hinein. Da waren wir, als es eben zu dämmern begann, mitten im Gepäckpark des französischen Lagers bei Rohrbach. Nirgends Posten, kein Schuß fiel. Fuhrleute wurden geweckt und ausgefragt. Dann aber entstand Lärm im Lager. Wir mußten schleunigst rückwärts, um nicht abgeschnitten zu werden. In der Ferne wurde französische Kavallerie sichtbar, die uns aber nicht weiter verfolgte. Allmählich konnten wir unsere Pferde verschnaufen lassen. Es wurde hell. Gegen Morgen kamen wir wieder zu dem Eisenbahndamm. Durch seine hohle Gasse mußten wir reiten. Der Major rechnete damit, daß uns hier ein Hinterhalt gelegt worden sei. Vorsichtig wurden einzelne Reiter vorgeschickt, die Schritt durch den Tunnel ritten und untersuchen mußten, ob die Rückseite des Dammes nicht besetzt sei. Kein Franzose war zu sehen. So ritten wir denn wohlgemut weiter und fröhlich und guter Dinge sprengten wir in unser Quartierdorf ein.

Dann kamen scharfe Ritte, hier hin, dort hin, 48 Stunden Tag und Nacht im Sattel, ohne Essen und Schlaf. Wir brachen über die Grenze vor, um dem von Saarbrücken weichenden Feind in die Flanke zu fallen. Die Chassepotkugeln flogen uns massenhaft um die Ohren. Ohne Infanterie war aber nichts zu machen. Kavallerie ist gegen Infanterie machtlos. Wir hatten aber das Bewußtsein bei unserm Erscheinen, daß wir dem Feinde Furcht einjagten, weil sie noch Infanterie hinter uns vermuten mußten. So

Digitized by Google

haben wir zur eiligen Entfernung des Feindes, die später eintrat, doch erheblich beigetragen.

In der folgenden Nacht wurden wir eiligst nach Saarbrücken gerufen. Früh vormittags zogen wir durch die hübsche Stadt. Massenhafte Transporte von Verwundeten und Gefangenen. Ueberall weiße Fahnen. Aus jedem Hause kukte ein preußischer Verwundeter, meistenteils sehr vergnüglich, heraus. Die Saarbrückener sorgten in aufopfernder Weise für sie. Zum Glück waren sehr viel nur leicht Verwundete vorhanden. Wir biwakierten oberhalb der Stadt, nicht weit vom Schlachtfeld der Spicherer Höhen und studierten dasselbe eifrigst.

Inzwischen hatte ich mich einem Reserveoffizier, dem Referendar Dr. Mühlberg, näher angeschlossen. Meine Frau war mit seiner Mutter gemeinschaftlich in einem Lazarettverein tätig. Meine Frau sandte mir Grüße für ihn von seiner Mutter. Eine Stunde später nach dem Empfang des Briefes trafen wir uns und hatten beide gegenseitig Grüße für einander. Es war ein liebenswürdiger netter Mensch. Wir feierten unsere Bekanntschaft reichlich mit dem in Forbach massenhaft erbeuteten Champagner. Später traten wir uns noch näher, als Mühlberg gleichfalls zur vierten Schwadron kam.

Anhaltender Bindfadenregen im Biwak bei Forbach kühlte die Stimmung etwas ab. Zum Glück hatte mein Bursche heimlich ein französisches Zelt aus den erbeuteten Sachen für mich requiriert, d. h. genommen. Außerdem bekam ich noch eine französische weiße wollene Decke, einen sogenannten Woilach, ein Prachtexemplar, das heute noch in meiner Häuslichkeit Verwendung findet. So war ich für

Digitized by Google

den weiteren Feldzug einigermaßen gegen die Witterungsverhältnisse geschützt.

Die Franzosen hatten für die Expedition de Prusse ungeheure Vorräte bei Forbach aufgespeichert. Hafer, Mehl, Champagner, Decken, Zelte, Pontons, Waffen. Der Rückzug war so eilig, daß alles zurückblieb. Selbst angefangene Briefe des kommandierenden Generals, Pläne, Karten von Preußen und von Berlin wurden vorgefunden. Aber noch ganz andere Dinge wurden erbeutet: eine Unmasse Koffer mit seidenen Kleidern. Die Offiziere wollten sich bei ihrem Zuge à Berlin nicht von ihren Geliebten trennen; sie nahmen sie mit ins Feld. Es war ein eigenes Bild für mich, als ich meine Husaren in seidenen Kleidern im ehemaligen Lager der Franzosen Cancan tanzen sah.

Ich hatte die Franzosen für kriegstüchtiger gehalten und war in Sorge gewesen, ob es uns gelingen werde, das siegesgewohnte Volk zu überwinden. Nach den Beobachtungen bei dem Kampf bei Spicheren verließ mich diese Sorge. Der Franzose ist nicht so marschfähig wie der Preuße. Der Franzose hat elan, aber stößt er auf starken Widerstand, dann schwindet dieser. Der Preuße geht mit Hurrah drauf los und nimmt mit seiner Tatkraft die schwierigsten Stellungen. Dabei war die Führung der Franzosen unglaublich schlecht. Der Kampf war von den Preußen gegen die Absicht des Schlachtenlenkers Moltke zu früh und deshalb mit zu geringen Kräften begonnen. Aber der Preuße rückt ohne weiteres dem Kanonendonner nach und greift selbständig mit ein. Es erschien ein Regiment nach dem anderen auf dem Kampfplatze und griff sofort ein. Ein ganzes französisches Armeekorps dagegen lag zwei Meilen entfernt von Saarbrücken und ließ seine Kameraden fechten, ohne sich zu rühren. Nur

Digitized by Google

im Verteidigungskampfe zeigten die Franzosen eine große Geschicklichkeit und Hartnäckigkeit, wozu ihnen die fast festungsartigen lothringischen Dörfer sehr zu Hülfe kamen. Das hat sehr viele Opfer gefordert.

Ich war nach der Schlacht damit beschäftigt, die verwundeten Franzosen in zwei Gruppen zu trennen, in leicht verwundete, die weiter rückwärts als Gefangene gesandt werden konnten, und in schwer Verwundete, die ins Lazarett mußten.

Der Divisionär, der Herzog von Mecklenburg, sah mich bei dieser Beschäftigung und gab mir den Auftrag, einen erkrankten französischen General, ich glaube Bichault, zu besuchen, der in einem Häuschen in der Nähe lag. Ich untersuchte ihn eingehend. Ich fand nur eine große Magenverstimmung, die über die verlorene Schlacht wohl erklärlich. Aber auch das große Interesse, das man für ihn hatte, wurde mir klar. Er wurde gepflegt von einem recht schönen jungen Mädchen, seiner Freundin.

Digitized by Google

3.

Die Zeit der großen Schlachten.

In der Nähe von Forbach waren einige Tage Ruhe und zwar im Quartier in Bening. Nun ging es wieder vorwärts in der Richtung auf Metz. Ich hatte mehrfach die Freude, meinen Bruder Ernst zu treffen oder bei ihm vorbeizureiten, der einem Sanitätsdetachement zugeteilt war, das mit den Truppen marschieren mußte, um bei den Schlachten sofort in Tätigkeit treten zu können.

Wir zogen über St. Avold, Falkenberg bis zur Nied. Vorläufig hatten wir noch immer Quartier und zwar ganz erträgliche. Die lothringischen Dörfer bieten einen ganz anderen Anblick als unsere deutschen. Unsere Dorfstraßen sind schön, oft malerisch, mit alten Bäumen und größeren Plätzen. Vor den Häusern sind kleine Gärten, an den Fenstern Blumen. Die lothringischen Dorfstraßen waren kahl, man sah viel Mauerwerk, zuweilen sogar Misthaufen, ein durchaus unerfreuliches Bild. Trat man aber in das Innere der Häuser, so war man erstaunt über die schönen Zimmer mit großen Kaminen und mit schönen Schmuckuhren, sogenannten Pendulen, auf denselben. Innerhalb der Häuser war oft noch ein schöner Hof, nach hinten ein netter Garten, jedes Haus eine kleine Festung für sich.

Digitized by Google

An der Nied begannen Vorpostendienste und Rekognoszierungsritte gegen Metz über Pange — mit schönem Schloß — hinaus. Am Abend des 14. August waren wir bei der Schlacht von Noisseville vor Metz nur Zuschauer oder vielmehr Zuhörer. Kavallerie war nicht zu verwenden. Unsere Truppen waren wieder mit großem Feuer vorgegangen. Sobald sie rote Hosen sehen, sind sie eben nicht zu halten. Der Erfolg der Schlacht war, daß sich drei französische Korps westlich von Metz zurückzogen. Wir konnten deshalb wieder Quartiere beziehen, aber in elenden Dörfern eines rein französischen Teils von Lothringen. Wir lagen in Pournoy la Chétive sehr mangelhaft, aber in Pournoy la Grasse, durch das wir vorher marschierten, sah es trotz der besseren und mehr versprechenden Bezeichnung auch nicht vorteilhafter aus.

Es verbreitete sich das Gerücht, daß Prinz Friedrich Karl am 16. August Parade über uns abhalten wolle, ehe wir auf Verfolgung der französischen Korps gingen, von denen man annahm, daß sie in vollem Rückzuge sich befänden. Ich warf mich daher in meinen Waffenrock. Bei Morgengrauen ging es bei Corny über die Mosel. Gegen acht Uhr morgens hielten wir seitwärts von Gorze. Vor uns hatten die 48er ein heftiges Waldgefecht. Ich hörte eigentümliche zischende und pfeifende Geräusche uns um die Ohren fliegen. Da viele Schwalben, durch das Schießen aufgescheucht, ängstlich um uns herumflogen, glaubte ich, die eigenartigen Geräusche kämen von diesen.

Da stürzte ein Husar in meiner Nähe vom Pferde; er war von einer Chassepotkugel getroffen. Es wurde mir klar, daß die Geräusche von verlorenen Chassepotkugeln herrührten, die bei ihrer großen Tragweite aus weiter Ferne zu uns kamen, ohne daß wir etwas vom Feinde sahen.

Digitized by Google

Unsere Husaren rekognoszierten über die vor uns liegenden Höhen hinweg und meldeten, daß jenseits die Ebenen und die Höhen von unzähligen Zelten bedeckt seien. Man wollte es nicht glauben, die Franzosen sollten sich ja in eiligem Rückzuge befinden. Man solle nur zupacken, ehe es zu spät wäre.

Und es wurde zugepackt. Aber es ging wie bei den Spicherer Bergen. Die Truppen waren noch nicht genügend zusammengezogen. Es war das wieder gegen die Absicht des großen Schlachtenlenkers Moltke. Wenn wir auch manchmal den Kopf schüttelten über das, wie wir meinten, zwecklose Marschieren hierhin, dorthin. Der große Schlachtenlenker führte die Truppen wie auf einem großen Schachbrette. Getrennt marschieren, um sich nicht gegenseitig im Wege zu sein und um nicht zu überfüllte Quartiere und ungenügende Verpflegung zu haben, dann aber vereint zu gegebener Zeit schlagen, das war Moltkes große Kunst. Der Feuereifer der Truppen machte ihm öfters einen Strich durch die Rechnung, die er aber schleunigst immer wieder auszugleichen wußte. Aber viele Opfer hätten wohl gespart werden können, wenn Moltkes Pläne abgewartet worden wären.

Die Preußen folgen, wie wir wissen, selbständig dem Kanonendonner. So kam wieder ein Regiment nach dem andern auf dem Kampfplatze an. Ohne Zögern wurde eingegriffen. Es kam bald zu einer großen Schlacht. Aber der Kampf wogte hin und her. Da rückte ein neues französisches Korps an, da trafen neue preußische Regimenter ein, die den schwerringenden Kameraden zu Hilfe eilten. Bald entstand ein wirres Durcheinander. Der feste Verband löste sich auf, einzelne Haufen kämpften selbständig für sich oder schlossen sich anderen Truppenteilen an. Unser zehntes Korps war

Digitized by Google

bei Mars la Tour auch Regimenterweise eingetroffen und hatte dort einen ebenso schweren und heftigen Kampf. Das dritte Armeekorps war zusammengeschossen. Wir trafen einen kommandierenden General — ich glaube es war v. Buddenbrock —, der uns unter Tränen ein schwaches Häuflein zeigte:

„Das ist, was von meiner prächtigen Truppe übrig geblieben."

Ganz so schlimm war es glücklicherweise nicht. Viele hatten sich im Eifer des Gefechtes, wie gesagt, anderen Truppen angeschlossen und kehrten erst nach der Schlacht zu ihrem Truppenteil zurück.

Unsere Husaren hatten erst eine zuwartende Stellung, natürlich unter Granatfeuer. Der 16. August sollte ursprünglich mein Hochzeitstag sein. Als ich so im Granatfeuer halten mußte, dachte ich unwillkürlich:

„Na, der Hochzeitstag wird gut eingeläutet."

Gegen Mittag wurde auf französische Infanterie vorgeritten. Dr. Nöhte und ich mitten im Granatfeuer bei der Truppe. Was war das für ein Verbinden! Sobald ein Husar fiel, sprang ich vom Pferde und verband, während rechts und links Granaten einschlugen und während ich mein Pferd am Zügel hielt, das sich dauernd bäumte. Dann wieder zu Pferd und dem Regiment nachgesprengt, bis wieder Jemand zu verbinden war. Am liebsten hätten es die Verwundeten wohl gesehen, wenn man sie vom Schlachtfeld fortgebracht hätte. Dazu war aber keine Möglichkeit; sie mußten liegen bleiben, wurden nicht selten nochmals verwundet oder waren in Gefahr, von Kanonen überfahren zu werden.

Mittags glaubten alle die Schlacht beendet. Unser Kommandeur v. Zieten war gefallen und von Dr. Nöhte

Digitized by Google

vom Schlachtfelde gebracht. Mein Reitgenosse bei den Märschen, Leutnant v. Byern, war durch einen Schuß ins Bein verwundet und wurde von mir verbunden.

Es herrschte allgemeiner Siegesjubel. Es schrieben alle Karten für die Feldpost, daß sie glücklich aus der Schlacht hervorgegangen. Zu früh! Es sollten am Abend noch viele den Reitertod sterben.

Es entbrannte der Kampf von neuem. Immer neue französische Korps rückten an, die mit Mühe und Not zurückgedrängt werden konnten. Gegen Abend schien der Sieg endgültig unser. Das Schlachtfeld und die Dörfer, um die gekämpft wurde, waren in unseren Händen.

Da rückten von Rezonville beim Dunkelwerden nochmals französische Infanteriemassen an. Es mangelte an Truppen unsererseits. Unsere Kavallerie erhielt den Befehl, gegen die anrückende Infanterie vorzureiten. Wir jagten durch Vionville. Unsere roten Husaren und die blauen Schleswig-Holsteiner stießen auf die feindliche Hauptmacht. Ich habe manches Hurrahschreien gehört, aber ein so gewaltiges, wie es jetzt von unseren Husaren erhoben wurde, ist mir nie wieder zu Ohren gekommen. Ich bekam ein Bild von dem viel gepriesenen furor teutonicus. Mit großer Wucht sprengten die Husaren in die Infanteriemasse hinein. Ein furchtbares Infanteriefeuer empfing uns. Ich ritt mit bis zur Infanterie. Aber durch dieselbe mit meinem ungeschulten Pferde zu reiten, hielt ich denn doch für Selbstmord. Ich wäre erschossen oder niedergestochen worden. Ich bog seitwärts aus und ritt zwischen Infanterie und der mit großen Pappelbäumen besetzten Chaussee von Vionville nach Rezonville nach vorwärts Ich hatte die Empfindung, als wenn ich in einen Vogel-

Digitized by Google

schwarm geraten wäre, so flogen die Chassepotkugeln um mich her.

Als vom Regiment zum Sammeln geblasen wurde, war ich zur Stelle. Ich hielt rechts seitwärts der Allee, als ich zu meinem Staunen nach mir fragen hörte.

„Ist Dr. Küster bei Euch?“ wurden einige Husaren gefragt.

„Jawohl! Dort hält er.“

Es war mein Bruder. Sein Sanitätsdetachement hatte reichlich Arbeit während der Schlacht gehabt und war schließlich in Vionville eingezogen, um dort zu verbinden. Da rasten die Zieten-Husaren durch das Dorf zum Angriff. Bald verbreitete sich das Gerücht, das Regiment sei vollständig aufgerieben. Reiterlos zurückjagende Husarenpferde schienen dies zu bestätigen. Es hielt meinen Bruder nicht länger. Er eilte die Chaussee entlang nach Rezonville zu und stieß hier bald auf die Husaren und auf mich. Wir lagen uns in den Armen. Ein großer Sieg war erfochten, wenn auch mit gewaltigen Opfern. Jeder konnte sich glücklich preisen, der unversehrt davon gekommen Und ich war unversehrt, weder Pferd noch ich hatten irgend eine Schramme und doch waren wir fast den ganzen Tag im Granatfeuer und zum Schluß in dem gewaltigen Kugelregen gewesen.

Wir hatten schwere Verluste. Das Regiment war mächtig zusammengeschossen, auch viele Offiziere fehlten. v. Bülow hatte starke Quetschungen und Verletzungen. Er war mit seinem Pferde gestürzt, sein Unteroffizier Mucks hatte ihn herausgeholt aus dem Feinde und ihn auf sein Pferd gezogen und in Sicherheit gebracht. v. Bülow wollte seinen Lebensretter, wenn sie beide glücklich aus dem Feldzuge heimkehrten, mit auf sein Gut in Mecklenburg nehmen.

Digitized by Google

In dem ersten Grimm entwickelte sich bei mir die Empfindung, daß das prächtige Regiment nutzlos als Kanonenfutter geopfert wäre. Die Schlachtenberichte, besonders von französischer Seite, haben mich aber eines besseren belehrt. Es war Bazaine selbst, der mit frischen Truppen von Rezonville vorging. Er hätte sich sehr leicht wieder zum Herrn des Schlachtfeldes machen können, denn unsere Truppen waren zu dünn gesät und zu ermattet. Da machte ihn die „formidable Attacke" der Husaren stutzig. Wenn noch mit solcher Kraft vorgestoßen werden konnte, dann standen auch noch weitere Truppenmassen dahinter. Er zog sich deshalb nach Rezonville zurück. Unsere Husaren waren nicht nutzlos geopfert. Sie können sich den Ruhm zuschreiben, daß durch ihren wuchtigen Angriff die Gefahr, die gewonnene Schlacht womöglich wieder zu verlieren, beseitigt worden war!

Wir rückten im Dunkeln noch bis in die Nähe von Gorze und lagerten dort auf freiem Felde. Die Augustnächte fingen schon an, kalt zu werden, besonders auf dortigem Hochplateau. Unsere Gepäckkolonne war natürlich zurückgeblieben. Ich hatte weder Burschen, noch Mantel, noch Decken zur Hand. Mich fror. Ich nahm von einem nicht weit von mir liegenden erschossenen französischen Küraſſier den Mantel und hüllte mich darin ein. Das hatte seine Bedenken. Die Franzosen waren viel mit Kleiderläusen behaftet, bekanntlich das hartnäckigste und am schwersten zu vertilgende Ungeziefer. Einige Bataillone und auch eine Schwadron von uns hatten solche Läuse schon aufgefangen. Am besten tut man, man verbrennt alle Sachen bis aufs Hemd. Wo aber im Kriege Ersatz finden? Man mußte sich mit dem Ungeziefer schon zu vertragen suchen. Ich blieb glücklicher Weise verschont.

Digitized by Google

Wir blieben am nächsten Tage auf dem Schlachtfelde liegen. Unser Major, der an Stelle des gefallenen Oberst v. Zieten den Befehl übernommen hatte, erteilte mir den Auftrag, mit zwei Unteroffizieren und einem Lazarettgehilfen nach dem Attackenfelde zu reiten, dasselbe abzusuchen und die gefallenen Offiziere zum Lager zu bringen, um sie gemeinsam zu beerdigen. Es fehlten der Rittmeister Grimm, Leutnant v. Klencke, v. Wedel, Graf Kanitz und mein Mühlberg.

Der Auftrag war leichter erteilt, als ausgeführt. Schon auf dem Ritte nach Bionville stellten sich Schwierigkeiten ein. Die Unteroffiziere wollten den Arzt nicht voll als Vorgesetzten anerkennen und sperrten sich gegen meine Anordnungen. Der Lazarettgehilfe, der von der dritten Schwadron unter Rittmeister Krell war, erklärte, er habe besondere Aufträge von seinem Rittmeister, die ihn abseits des kleinen Trupps führen würden; er werde aber bei mir bleiben, ich müßte ihn aber bei dem Rittmeister entschuldigen und ihn decken, was ich als selbstverständlich versprach. Die Unteroffiziere hatten mir schneidiges Vorgehen wohl nicht zugetraut. Ich ließ sofort Halt machen, erklärte, ich würde mit ihnen oder allein zum Kommandeur zurückreiten und melden, daß mir der Gehorsam verweigert sei und ich den erhaltenen Auftrag nicht hätte ausführen können. Das wirkte; man versprach unbedingten Gehorsam und hat dies Versprechen gehalten. Ich hatte ihre Hilfe nur zu nötig.

In Bionville hieß es einen Wagen mit Pferd finden, um ihn mit zum Attackenfelde zu nehmen, denn wie sollten wir sonst die Leichen nach dem fast eine Stunde entfernten Lager schaffen? Es erschien fast aussichtslos. Nach vielem Suchen und nach manchem Donnerwetter entdeckten wir endlich ein kleines Leiterwägelchen und ein kleines Pferd.

Digitized by Google

Der Besitzer mußte mit dem Geschirr mit. Das Feld war vom Feinde frei, doch wurde hin und wieder von Rezonville aus noch geschossen.

Bald zeigten uns die zahlreichen Leichen unserer roten Husaren den Beginn des Attackenfeldes. Zuerst stießen wir auf die Leiche von Leutnant v. Klencke. Es war ein ergreifender und uns erschauern machender Anblick. v. Klencke's Pferd war lahm geworden. Er war mit diesem in gewohnter Schneidigkeit in die Infanterie geritten. Sein Pferd war wohl gleich im Anfang erschossen oder erstochen worden. v. Klencke mußte sich dann zu Fuß zur Wehr gesetzt haben. Er lag mit wutverzerrtem Antlitz auf dem Rücken, sein Attila und seine Brust waren von unzähligen Stichen durchbohrt und zerrissen. Seine Hände waren aufgerissen und fast aus den Gelenken. Er mußte in die Bajonette der auf ihn eindringenden Franzosen gegriffen haben. Die Arme waren nach oben gerichtet erstarrt.

v. Klencke hatte gleichfalls mittags auf einer Karte seinem Vater sein glückliches Ueberstehen der Schlacht gemeldet.

Weiterhin fanden wir den Rittmeister Grimm, den Sohn des Generalstabsarztes der Armee, Dr. Grimm. Es war ein liebenswürdiger und vorzüglicher Offizier. Er war durch einen Schuß sofort getötet worden und lag mit friedlichem Ausdruck auf dem Rücken.

Nicht weit von ihm lag die Leiche des Avantageurs v. Itzenplitz, des Sohnes des Handelsministers Grafen Itzenplitz. Er lag gleichfalls mit friedlichem Ausdruck auf dem Rücken. Auch ihm hatte eine Kugel einen schnellen Tod bereitet.

Dann fanden wir noch die Leiche vom Wachtmeister Mertens. Von Mühlberg, v. Wedel, Graf Kanitz nichts zu

Digitized by Google

finden. Die vier aufgefundenen Leichen hatten gerade auf dem Wägelchen Platz. Dasselbe fuhr mit seiner traurigen Last, von uns begleitet, die Chaussee von Vionville nach Gorze zu. Plötzlich ein Zusammenbrechen des schwachen Wagens, alle Leichen lagen im Staube der Chaussee, ein schauerlicher Anblick für uns.

Es hatte Mühe, den Wagen mit Stricken wieder zusammenzufügen und tragfähig zu machen. Die Leichen wurden wieder verladen und weiter ging der Leichenzug nach dem Lager des Regiments, das wir ohne weiteren Unfall erreichten.

Der erste, der mir freudig entgegenkam, war Mühlberg. Er war gefangen gewesen, aber entkommen. Auch Graf Kanitz war wieder da. Sein Pferd wurde gleich im Anfang erschossen; es gelang ihm, da er noch nicht mitten in Infanteriemassen war, sich bei der Dunkelheit trotz Verstauchungen durchzuschlagen. v. Wedel war gefangen.

Die Leichen wurden seitwärts beim Biwack im Walde von Gorze beerdigt und das Grab mit Kreuzen versehen. Es war eine ergreifende Feier.

Wie war es Mühlberg ergangen? Ich war begierig, einen Bericht zu erhalten. Er war mit seinem Pferde schon weit durch die Infanterie gelangt, als dieses erschossen wurde. Er fiel seitwärts neben das Pferd, etwas von ihm bedeckt. Ein Aufspringen hätte Tod oder Gefangenschaft zur Folge gehabt. List ist im Kriege nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Er blieb deshalb ruhig neben dem Pferde liegen und stellte sich tot. Sobald der Feind abgezogen, wollte er sich dann aus dem Staube machen. Sein Plan schien ihm zu glücken. Die Franzosen begannen nach Rezonville abzuziehen.

Digitized by Google

Da fingen Infanteristen an, das Schlachtfeld abzusuchen, um die Gefallenen zu berauben und ihnen die Wertsachen abzunehmen, vor allen Dingen den Offizieren. Mühlberg in seiner schmucken Husaren-Uniform mit silbernen Schnüren fiel ihnen vor allen Dingen auf. Man durchsuchte ihn und nahm ihm Uhr und Geldtasche. Er mußte ihnen aber nicht recht als Leiche erscheinen, man rief einen Lazarettgehilfen herbei. Dieser untersuchte Puls und Herz und erklärte ihn für lebend. Er wurde gepackt und als Gefangener nach Rezonville geschleppt. Er wurde in einem Landhause untergebracht, in dem sich noch andere Gefangene unter Bedeckung befanden.

Aber es herrschten ein großer Wirrwarr und eine große Unruhe. Mühlberg, der das französische Gymnasium in Berlin besucht hatte, beherrschte die französische Sprache vollständig. Er hörte merkwürdige Dinge. So hatten sich den ganzen Tag zwei französische Regimenter gegenüber gestanden und sich gegenseitig beschossen. Jeder schob die Schuld hieran dem anderen Regiment in die Schuhe. Die Unruhe vermehrte sich. Es wurde vom Anrücken preußischer Truppen gesprochen — es war in der Tat das neunte Korps im Anmarsch.

Auf die Gefangenen wurde nicht viel Acht gegeben. Da stieg in Mühlberg noch einmal die Hoffnung auf, entkommen zu können. Er zog die Wirtin des Hauses in ein Gespräch und erklärte ihr unbemerkt: er sei der Sohn reicher Eltern, er werde ihr einen Bon von 2000 Francs schreiben, wenn sie ihn auf den Boden brächte und ihm einen blauen Bauernkittel und Kopfbedeckung zusteckte. Der Bon werde sicher von den Eltern eingelöst werden, auch wenn er fiele.

Die Wirtin war nicht abgeneigt. Sie habe, meinte sie, große Sympathie für die Preußen. Die Leute aus den

Digitized by Google

Nachbardörfern hätten gemeldet, die Preußen bezahlten sogar alles, was sie brauchten, und wären durchaus gutmütige Feinde, während ihre eigenen Truppen nichts zahlten und sogar alles mitnähmen, was nicht niet- und nagelfest. Sie habe aber doch Gewissensbisse, sie müsse erst mit dem Curé sprechen. Auch der Pfarrer hatte ein Einsehen, er hatte nichts dagegen gehabt.

Mühlberg wurde unbemerkt auf den Boden geschafft und verkleidet. Aus einer Bodenluke konnte er die Dorfstraße beobachten. Die Unruhe unter den Franzosen hatte noch zugenommen. Dann zogen sie nach links ab.

Jetzt hielt Mühlberg den Augenblick zum Entschlüpfen für gekommen. Er eilte nach rechts und stieß sehr bald auf eine Ulanenpatrouille vom neunten Korps. Er warf die Verkleidung ab und konnte ungehindert und unbelästigt gegen Morgen zu seinem Regiment gelangen.

Mein Kommando auf dem Attackenfeld sollte noch ein Nachspiel haben. Wie ich dem Lazarettgehilfen versprochen, ritt ich zum Rittmeister Krell und meldete ihm, daß auf meinen Befehl der Lazarettgehilfe die Aufträge nicht ausgeführt hätte. Diesem konnte nun ja nichts geschehen. Anstatt dessen erhielt ich aber einen tollen Anschnauzer: ich hätte seinem Lazarettgehilfen garnichts zu befehlen gehabt, er müsse sich solch eigenmächtiges Eingreifen verbitten.

Mich verschnupfte dies, ich legte die Hand an die Mütze und machte kurz kehrt.

Unser bisheriges gutes Verhältnis zu einander hatte dadurch einen Knacks bekommen. Erst nach Monaten wurde dies bei einer Bowle wieder ins Gleichgewicht gebracht. Rittmeister Krell erklärte mir, er wäre ja leicht etwas schroff,

Digitized by Google

hätte es gegen mich aber nicht böse gemeint, wir wollten nur wieder Freunde sein, worauf ich selbstverständlich mit Freuden einging.

Am nächsten Tage, am 18. August, sollte der Kampf in weit vergrößertem und verstärktem Maße fortgesetzt werden. Unsere Korps waren zur Stelle, von Moltke zum Teil sogar direkt, wie zum Schluß das zweite Armeekorps, herbeigerufen. Und so begann ein schweres Ringen, besonders bei Gravelotte und St. Privat, aber auch sonst noch an vielen Stellen. Der Zweck des Angriffs war, die französischen Korps nach Metz hineinzuwerfen und sie dort einzuschließen, um ihre Uebergabe durch Aushungern zu erzielen.

Wir standen in Reserve in der Nähe von Doncourt im Biwak, aber ohne Gepäck und Stroh, unsere Pferde nicht abgesattelt. Gegen Abend wurde auch das dritte Korps noch zusammengezogen. Der militärische Musikdirigent Piefke hatte seine Musik auf einer kleinen Höhe um sich gesammelt und unter den Klängen seines Düppelmarsches rückte das stark zusammengeschmolzene Korps gegen den Feind. Es kam nicht mehr zum Gefecht. Es sollte dem Feinde auch wohl nur gezeigt werden, daß noch frische Truppen vorhanden, um ihn zum schnelleren Rückzuge zu bewegen.

Und er zog sich zurück. Die Moltkesche Absicht war erreicht. Große Heeresmassen zogen sich in die Festung Metz hinein. Nun galt es, Metz ganz zu umzingeln, um sie auszuhungern.

Auch wir gehörten zu den Belagerungstruppen. Wir blieben bei Doncourt für diese Zeit im Biwak. Es war keine schöne Zeit. Ich habe meiner Frau die Lage in folgenden Worten geschildert:

Digitized by Google

„Gegenwärtig liege ich in meinem von den Franzosen erbeuteten Zelte auf dem Bauche (verzeih', mein Lieb, den unästhetischen Ausdruck) und schreibe auf der Erde mit Blei, die Beine liegen außerhalb des Zeltes und werden mit bindfadenartigem Regen wonniglich benetzt. Der Bauch wird wenig gedrückt, denn er ist zu meiner größten Freude fast schon ganz geschwunden. — Ein menschliches Leben führen wir kaum noch, aber heiter und munter sind wir trotzdem. — — Man darf freilich überhaupt nicht denken, wir existieren, vegetieren. — — Bruder Ernst liegt nicht weit von mir, ich habe ihn heute besucht.

Er ist wohl; er und seine Kollegen haben aber fast noch schlechter zu essen und zu trinken, als wir. Das Klima ist schlecht. Alles klappert Nachts vor Frost mit den Zähnen. Es sind gräßliche Nächte!"

Wie zu erwarten, stellten sich bei den Truppen Magen- und Darmstörungen ein. Typhus und Ruhr begannen ihren Einzug zu halten. Infolge dieser Krankheiten treten bei Belagerungen ebenso viel, wenn nicht mehr Verluste ein, als in den Schlachten.

Auch bei uns meldeten sich die ersten Zeichen von Krankheiten. Da setzte unser Kommandeur es beim Prinzen Friedrich Karl, dessen Leibregiment die Zieten-Husaren ja waren, nach einigen Tagen durch, daß wir einen besonderen Zug ausführen sollten, um durch Bewegung wieder zu gesunden. Ich habe darüber aus Longuion an meine Frau geschrieben:

„Die langweiligen Tage von Doncourt sind vorüber, mein liebes Weib. Man hatte Mitleid mit dem allmählich verdörrenden Gehirn und ließ das Regiment mit einigen Pionieren einen kleinen Streifzug an die belgische Grenze

Digitized by Google

machen, um die Eisenbahn nach den Festungen Longwy und Thionville zu zerstören und um Fressabilien für Pferd und Menschen einzuholen aus Gegenden, die vom Kriege noch nicht gelitten. Lustig ritten wir davon und machten Halt in Boismont. Mittag wurde in einem gut aussehenden Hause für die Offiziere unserer Schwadron bestellt, nachdem wir aus einem anderen durch ein wütendes Frauenzimmer herausgegrault waren.

Wir hatten diesmal Glück. Wir trafen ein liebenswürdiges ältliches Fräulein, so wohlbeleibt und mit einem so freundlichen Gesicht, wie meine gute alte Mutter. Wir wurden mit gutem Essen, gutem Wein und schließlich reichlich mit Champagner bewirtet, sodaß wir in die heiterste Stimmung gerieten. Ich schloß wegen der Aehnlichkeit mit meiner Mutter große Freundschaft mit Mademoiselle False und habe ihr gesagt, wenn Du wüßtest, wie liebenswürdig sie mich bewirtet, Du gewiß einige freundliche Zeilen an sie schreiben würdest.*)

In bester Laune ging es weiter nach Longuion, einem reizend gelegenen wohlhabenden Städtchen nicht weit von der belgischen Grenze. Wir bezogen kalt lächelnd Quartiere und sind wundervoll untergebracht. Den nächsten Tag zog ein Teil nach der Festung Longwy und forderte sie mit gewohnter Unverschämtheit zur Uebergabe auf. Sie wollte natürlich noch nicht. Meine Schwadron zog inzwischen nach Marville und requirierte. Die Leute empfingen uns schließlich mit großer Herzlichkeit, sobald sie an unseren gutmütigen Gesichtern gesehen, daß wir nicht bösartig. Nachmittags gings nach Longuion zurück."

*) Dies ist geschehen.

Digitized by Google

So schön die Städtchen, so schön die Gegend, so freundlich die Bevölkerung, so unbehelligt vom Feinde wir waren, wir befanden uns trotzdem in einer höchst gefährdeten Lage: jeden Augenblick konnte das Verhängnis über uns hereinbrechen. Wir bewegten uns zwischen zwei französischen Festungen: Longwy und Montmedy. Nachts durfte nicht abgesattelt werden, wir lagen angezogen auf den Betten, denn jeden Augenblick konnten wir eines Ueberfalls gewärtig sein. Wir waren von jeder Verbindung und von allen Nachrichten abgeschnitten.

Am 28. August ging es über Marville und Loupsy nach dem schönen Städtchen Stenay sur Meuse. Vor der Stadt stießen wir auf Truppen, die sich gegen uns kehrten. Preußen waren es nicht, Franzosen schienen es auch nicht zu sein, es waren keine roten Hosen zu sehen; sie trugen eine Art Jäger-Tschako.

Es war regnerisches, trübes Wetter. Vorsichtig rückte man sich von beiden Seiten näher.

Da ein gegenseitiges Erkennen. Es waren Sachsen. Mit Hurrah begrüßten wir uns.

Es war uns unbegreiflich, woher die Sachsen kamen. Wir hatten keine Ahnung, daß Moltke die größte Menge der Armeekorps konzentrisch um Sedan sich schieben ließ. Der Kronprinz von Sachsen rückte mit der Maaß-Armee an.

Wir nahmen in dem nahegelegenen La Neuville Quartier. Am 29. August zogen wir in Stenay ein und wurden von der Bevölkerung entgegenkommend behandelt. Ich schloß in aller Eile Freundschaft mit dem Pharmacien Emil Flach, der aus dem Elsaß gebürtig. Ueberall und alle Tage wurde in der Nähe gekämpft. So die Sachsen am 29. August bei Nomart.

Digitized by Google

Wir blieben die nächsten Tage ohne Befehl. Die Sachsen verließen uns, wir blieben allein. Wir zogen wie die Katzen um den heißen Brei um die Festung Montmedy herum wieder nach Longuion. Am nächsten Tage lagen wir in Laix, $1^1/_2$ Meile weit von Longwy entfernt. Hier erreichte uns der Befehl, eiligst in der Richtung nach Aumetz zu reiten und uns in den Schutz der pommerschen Infanterie zu stellen. Man hatte große Sorge um uns gehabt, daß wir vom Feinde umzingelt und abgeschnitten wären.

Und in der Tat wäre es beinahe dazu gekommen. Es hatten sich französische Truppen über Montmedy nach Longwy durchgeschlichen und waren dabei, uns einzukesseln. Wir konnten eiligst noch den Kopf aus der Schlinge ziehen. Eine Schwadron eines anderen Husaren-Regiments war nicht so glatt davon gekommen.

Wir hatten an den Pommern jetzt genügend Deckung, bei denen ich bekannte Landsleute traf, wie den Leutnant Ohm von meiner Heimatinsel. Am 2. September hatten wir wieder in unserem geliebten Longuion Quartier. Wir hörten dauernd Kanonaden fast aus allen Windrichtungen her. Und wir hatten keine Ahnung, was um uns vorging.

Als ich am 3. September erwachte — wir brachten die Nächte noch immer vollständig angezogen zu — hörte und sah ich große Unruhe auf dem Marktplatze der Stadt. Ich schickte meinen Burschen, um sich zu erkundigen. Er kam baldigst ganz aufgeregt zurück.

„Herr Doktor, Napoleum ist gefangen."

„Mensch, was lassen Sie sich für Dummheiten aufbinden."

Ich eilte doch aber selbst hinaus. Trotz allem anfänglichen Zweifel war es Tatsache. Die ganze Mac Mahonsche

Digitized by Google

Armee und mit ihr Napoleon waren bei Sedan gefangen. Ein ungeheurer Jubel brach los. Nach diesem Erfolg mußte ja der Krieg beendet sein. Wir hofften in Eilmärschen auf Paris geschickt zu werden, um am Einzuge mit teilzunehmen. Und wir ritten vorwärts. Am 3. September schrieb ich eine Karte aus dem schönen Stenay:

„Hurrah! Wir marschieren direkt nach Paris! Jetzt kommt das Angenehme des Feldzuges!"

Digitized by Google

4.

Ein Ritt durch „la belle France“.

Das Herz war voller Seligkeit. Wir bekamen wieder Briefe aus der Heimat, ich elf Stück auf einmal, die sich aufgespeichert hatten. Auch die Einzelheiten über den Kampf um Sedan kamen uns zur Kenntnis. Immer gewaltiger rollte sich das Schlachtenbild vor uns auf, immer großartiger enthüllte sich vor unseren Augen die geistvolle Schlachtenleitung unseres Moltke's.

Zu dieser gehobenen Stimmung gesellte sich ein fast friedlicher Ritt, nahezu ein Spazierritt durch herrliche Gegenden bei wundervollem Wetter. Am 12. September schrieb ich von Chateau Anizy:

„Heute kann ich Dir melden, daß wir immer vorwärtsser nach Paris ziehen und daß es uns immer wohler geht. Wir sind in Reims, der alten Champagnerstadt, einen Tag gewesen, haben uns an den Schönheiten der Stadt erquickt — an denen des Doms, der Häuser, aber nicht an den weiblichen — und haben im Champagner geschwelgt. Darauf sind wir gen Laon gezogen, in die eigentliche la belle France, begünstigt endlich einmal von wunderschönem Wetter, haben auf dem geschichtlichen Boden*) zwischen

*) Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. im März 1814.

Digitized by Google

Corbeny und Craonne ein romantisches Biwak im Walde bei Mondscheinbeleuchtung bezogen. Ich habe lange unter einem Baume gelegen, in den Mond geschaut und sehnsüchtig Deiner gedacht. — — Gefahren werden uns hoffentlich nicht mehr bedrohen, besonders da wir in Laon nicht mit in die Luft geflogen sind. Wir hätten nämlich leicht dabei sein können. Unser Generalstabsmajor ist ziemlich schwer, unser Mecklenburger ist leicht verwundet. Wir hatten unsere sechste Kavallerie-Division zum Glück noch nicht erreicht, was gestern erst geschehen. Wir gehören wieder zu ihr. — Heute haben wir Ruhetag in Anizy, einem reizenden Städtchen zwischen Laon und Soissons. Quartier fein, Wetter himmlisch, das Land ein Garten, Weintrauben, Nüsse, Aprikosen, überhaupt Früchte im Ueberfluß. Körperlich geht es mir also sehr gut; werde leider wieder stärker bei dem guten Leben. Wir leben wie die Götter in Frankreich!“

Aus Viarmes, den 16. September lautet der Bericht:

„Wir leben noch immer herrlich und in Freuden. Von Anizy ging es über Coucy, Morsain, Vic sur l'Aisne, Crepy, Senlis, Chantilly. Heute liegen wir in Viarmes, nicht weit von Beaumont und drei Meilen von Paris entfernt. Die Leute sind, je näher wir nach Paris kommen, wie umgewandelt. Keine Spur von Feindseligkeit, im Gegenteil solches Entgegenkommen, wie wir es bis jetzt in der Art noch nicht vorgefunden. Offenes Geständnis, daß wir besser als ihre Truppen und beinahe völliges Erkennen ihrer Lage, was bei den sonst von sich so sehr eingenommenen Franzosen wirklich viel sagen will; sie wünschen alle den Frieden. —

Wir liegen viel auf Schlössern, aber hier sind die Besitzer ausgekratzt. Wir haben die Verpflichtung, die Keller

Digitized by Google

zu leeren, damit man auch sieht, daß man beim Fortlaufen am schlechtesten fortkommt. Wir müssen uns aber immer wieder aufopfern, indem wir alle Tage Champagner trinken. Gegend, Wetter himmlisch. Schlösser wundervoll!"

Unsere Kavallerie wurde viel bewundert. Sie sah auch prächtig aus, sie hatte sich von den überstandenen Strapazen gut erholt. Das Rot unserer Husaren war freilich schon arg mitgenommen. Und doch hörte ich oft ausrufen:

„Ah, quelle belle cavallerie!"

Das Urteil lautete auch einmal anders:

„Ist das nicht eine schöne Kavallerie? Mais oui, comme des écrevisses. Wie gekochte Krebse!"

Selbstverständlich lagen wir nicht immer auf Schlössern. Jedoch waren wir stets gut untergebracht. Der französische Mittelstand hat das Streben, schnell ein bescheidenes Vermögen zu erwerben und sich bald zur Ruhe zu setzen. In einer schönen Gegend bauen sie sich ein kleines schloßartiges Haus und leben ganz der Pflege ihres Gartens und der Weinberge. So waren wir bei einem Rentner, der 25 Jahre lang beim Kaiser Nikolaus I. von Rußland Koch gewesen, einquartiert. Wir lagen auch unter den einfacheren Verhältnissen vorzüglich bei ihm. Seine Kochkunst machte sich in hervorragender Weise geltend. Ich sagte ihm:

„Sie können uns Schuhsohlen vorsetzen, mit Ihren vorzüglichen Saucen würden sie uns auch schmecken."

Die Weine mundeten uns sehr. Auf unsere Frage, wie teuer ihm eine Flasche von solchem Weine zu stehen käme, gestand er offen, daß sie ihm nur wenige Centimes kosteten. Er kaufe von den Weinbauern der Gegend sehr gute und billige Weine auf und pflege sie in seinem kühlen Keller.

Digitized by Google

Auf derartige höchst gediegene und doch bescheidene Verhältnisse sind wir vielfach in der dortigen Gegend gestoßen.

In Viarmes lag ich bei einem Schneiderlein. Auch er bemühte sich, nach seinen bescheidenen Kräften uns zu befriedigen. Wir hatten einen Ruhetag. Zu meinem Erstaunen lud mich der Tier-Kollege zu einem Frühstück ein. Als Getränk wurde eau de vie, d. h. Schnaps, in kleinen Wassergläsern vorgesetzt. Nach dem zweiten Glase streikte ich zum Staunen des Gastgebers, der die Deutschen für viel trinkfester gehalten hatte. Er war nur dadurch zu beruhigen, daß ich ihm erklärte, in Uniform dürfe ich nachher nicht auf der Straße schwanken. In Frankreich wurde trotz dem reichlichen und billigen Wein sehr viel Schnaps getrunken, mehr als wie ich angenommen hatte; ich sollte später noch mehr Proben davon erleben. Der Franzose hat kein Verständnis für ein gemütliches Kneipen als solches, das hat einzig und allein der Deutsche. Er trinkt schnell ziemliche Massen eau de vie herunter und ist dann bald berauscht.

Wir schlängelten uns um Paris herum, sind bei Pontoise über die Oise und bei Triel über die Seine mittelst Pontons gezogen; die kostbaren Brücken waren sinnlos von den Franzosen zerstört worden. Nachdem wir sechs Meilen geritten, wurde in Chevreuse, südwestlich von Paris, Quartier gemacht. Hier sollten wir längere Zeit bleiben. Wir waren hier zur kronprinzlichen Armee gekommen. Der mehrfache Wechsel der Zugehörigkeit hatte die üblen Folgen, daß uns unsere Briefschaften und Zeitungen nicht erreichten, sondern herumirrten. Wir erfuhren zu wenig und zu spät von den Ereignissen. Die Berliner waren viel besser daran; sie erfuhren sofort und eingehend über alle Schlachten. In Berlin befand man sich dauernd in Enthusiasmus, was wir

Digitized by Google

später mit Neid aus den Zeitungen lasen. „Die Gegenwart ist immerhin trotz schöner Gegend schauderhaft genug," schrieb ich, „die Erinnerung wird aber später großartig sein. — Ich glaube nicht, daß wir noch Heldentaten verrichten werden, da man mit Kavallerie Paris nicht wird nehmen können. Unsere Tätigkeit besteht darin, den belagernden Truppen Fourage zu holen. Täglich dröhnen Festungsgeschütze; aber der Kanonendonner läßt uns kalt; man weiß doch nicht, was los ist. Der eine erzählt dies, der andere das, alles ergibt sich als unrichtig. Man wird allmählich gleichgültig und freut sich, wenn man mit Anstand schlafen gehen kann." —

„Einen interessanten Tag habe ich aber doch gehabt, um den Du, mein Lieb, mich beneiden wirst. Ich habe viel an Dich gedacht und gewünscht, mit Dir gemeinschaftlich die Räume zu besichtigen, in denen Marie Antoinette gelebt, für die Du ja so schwärmst. Ich war mit Mühlberg zusammen in Versailles, wir haben das alte Schloß mit den wunderschönen Bildergalerien besichtigt, unter denen sich die neueren Schlachtenbilder von Horace Vernet besonders auszeichnen; ferner den wunderschönen Garten, der in letzter Zeit allerdings etwas vernachlässigt, und zum Schluß Groß- und Klein-Trianon. Trianon erscheint höchst unbedeutend, und Mühlberg, der es schon kannte, wollte es nicht sehen, besonders da es 25 Minuten zu gehen war. Ich bestand aber darauf und behauptete, ich müßte es Dir zu lieb sehen, um es Dir später beschreiben zu können. Ich bin deshalb noch durch alle Zimmer von Klein-Trianon gewandelt und habe mir alles genau angesehen. Es hat mir in Deiner Seele viel Vergnügen gemacht, es zu sehen!" — —

Digitized by Google

„Bis zum 27. September waren wir in Chevreuse. Ich fing an, mich einzurichten! Ich hatte einen Voltaire, ein Dictionnär und Zeitungen und Briefe. Es kam ein Wagen voll Briefe und Pakete für das Regiment und am Nachmittag noch eine zweite Ladung. Am 28. September sind wir dann etwas westwärts gezogen nach Levy St. Nom. Der Ort fast verlassen; aber unser Chateau ist leidlich, wenn auch ohne Besitzer; schöner Garten, gute Zimmer. Wir führen ein idyllisches Stillleben. Ich habe Lektüre: „Blücher und seine Zeit“ von Scherr — interessant vor Paris, wo man jetzt dauernd eine so heftige Kanonade hört, daß die Fenster klirren — französische Bücher, auch englische, Walther Scott und Cooper, alte Zeitungen. Beim Hause ein schöner Park, in dem man spazieren reiten kann. Verpflegung anfänglich knapp, jedoch durch unsern angelernten Koch und die Gärtnerfrau des Hauses gut.“

Hier muß ich mit einigen Worten des angelernten Kochs gedenken. Es war der Husar Wagenknecht, der ein außerordentliches Geschick im Kochen entwickelte und der für unser leibliches Wohl in der späteren schmalen Zeit ganz vorzüglich sorgte, so daß er uns eigentlich unentbehrlich war. Er hat alle Gefahren überstanden und ist glücklich heimgekehrt. Mein Rittmeister hat ihn vor zwei Jahren in Berlin als Droschkenkutscher entdeckt und sein Gefährt aus alter Anhänglichkeit regelmäßig benutzt. Leider ist er kürzlich verstorben.

„Das Idyll in Levy St. Nom hat bald aufgehört. Beschäftigt mit allerlei friedlichen Sachen, wie unter anderem auch mit dem geistreichen Angeln, ruft eine Bestimmung uns in die Nähe von Versailles, um vor dem Kronprinzen zu paradieren. Ermüdet vom Ritt, gemütlich zechend und die

Digitized by Google

heitere Perspektive durch einen Boten, daß Briefe bei der Division wären, ereilt uns das grause Geschick, das uns wahrscheinlich auf ewig von Levy St. Nom trennt."

Wir wurden den Tag nach der Parade nach Rambouillet geschickt, um einen mutigen und grimmigen Kampf gegen Mobilgarden und Franktireurs hinter Epernon bis auf Chartres zu zu beginnen.

Die schönen Zeiten in der la belle France waren vorüber!

Digitized by Google

5.

Rambouillet und die Zeit des Kleinkrieges.

Die Hoffnung auf einen baldigen Frieden, der uns nach Sedan beseelte, war durch den Sturz Napoleons und die Errichtung der Republik vollständig zu Wasser geworden. Frankreich bäumte sich noch einmal auf, und da die kaiserlichen Heere fast durchweg vernichtet oder als Gefangene, statt Sieger, nach Deutschland gezogen waren, so wurde die ganze Bevölkerung mobilisiert. Mobilgarden, Franktireurs schossen durch die machtvolle Persönlichkeit Gambetta's wie Pilze aus der Erde. Aber nicht nur ungeordnete Franktireurbanden entstanden, die ganze mannbare Bevölkerung bewaffnete sich und begann einen heimtückischen, hinterhaltigen Kleinkrieg. Bisher war der Kampf ein durchaus ritterlicher gewesen, jetzt wurde er bösartig und barbarisch.

Ehe ich in die Einzelheiten meiner Erlebnisse eingehe, muß ich eines Mannes gedenken, unter dessen vorzüglicher Führung wir die ganze böse Zeit über standen und dessen Wirken dieser Zeit einen besonderen Stempel aufdrückte: des Generals von Schmidt.

* * *

Digitized by Google

General v. Schmidt.

General v. Schmidt war bei Beginn des Feldzuges Kommandeur der schleswig-holsteinischen Husaren, die von Anfang an mit uns in einer Brigade vereinigt gewesen sind. Am 16. August wurde er bei dem mächtigen Reiterangriff zwischen Vionville und Rezonville durch einen Schuß ins Gesäß ziemlich schwer verwundet. Noch nicht ganz geheilt kehrte er als General zurück. Inzwischen war die sechste Kavallerie-Division verwaist. Die Quetschung bei dem Herzog von Mecklenburg war doch ernster, als anfänglich angenommen wurde. Er mußte zurück. v. Schmidt übernahm den Befehl und führte auch später, als der Herzog wieder erschien, als selbständiger Führer den größten Teil der Division während der Zeit des Kleinkrieges.

v. Schmidt war ein eigenartiger Herr: klein, untersetzt, bärbeißig, grob, aber ein ganz vorzüglicher Führer, und ein Vater für seine Soldaten. Er war von einer peinlichen Genauigkeit. Bei den Besichtigungen, die wir hatten, wurde auch den Aerzten genau ihre Stellung von ihm angewiesen, etwas, das uns bisher nicht vorgekommen war. Wir Aerzte wußten nie, wie wir uns bei solchen Gelegenheiten verhalten sollten. Es ist ihm nachgerühmt worden, daß von ihm stets die sichersten und ausführlichsten Meldungen über die feindlichen Stellungen an das Oberkommando eingesandt worden sind. Es wurden aber auch dauernd scharfe Rekognoszierungsritte gemacht; seine Offiziere und ebenso seine Adjutanten hatten wenige ruhige Stunden. Aber auch er blieb nicht dahinten; er war immer vorne weg bei Tag und bei Nacht. Als wir einmal in Rambouillet nachts alarmiert wurden und beim Morgengrauen dem als anrückend gemeldeten Feind entgegeneilten, trafen wir auf

Digitized by Google

v. Schmidt mit seinem Adjutanten, der uns meldete, daß wir zu spät kämen, der Feind wäre schon abgerückt, er habe ihn noch gesehen. Wo der nicht mehr junge Herr die Kraft hernahm, war unbegreiflich, besonders wo wir wußten, daß seine Wunde ihm noch Unbequemlichkeiten bereitete. Als wir südlich von Orléans unter dauernden Gefechten nach Vierzon gekommen, aus dem die fliehenden Franzosen eben abzogen, war er bei der Einquartierung überall zu sehen. Er sorgte dafür, daß seine Truppen gut unterkamen; er selbst begnügte sich mit einem einfachen Quartier und war stets ganz anspruchslos. Er stand hier in einem schroffen Gegensatze zu unserm Major, der auch häufig die Quartiere untersuchte, aber nur wenn er ein schlechtes hatte und ein besseres haben wollte. Dieselbe Nacht noch war v. Schmidt mit seinem Adjutanten bei Glatteis dem nicht weit entfernten Bourges — dem Mittelpunkt Frankreichs — zu geritten, um nach dem Feinde zu sehen.

Wenn v. Schmidt bei Gefechten an der Spitze war, so ging es stets schneidig vorwärts; es haperte, wenn er zufällig fehlte. Folgendes Bild ist mir unvergeßlich. Wir waren mit Kavallerie, Husaren und Ulanen, mit einem Zuge bayerischer Infanterie und zwei Kanonen auf dem Vormarsche. v. Schmidt war dienstlich abwesend; ein Untergeneral führte das Kommando. Wir stießen auf ein vom Feinde besetztes Dorf. Die Bayern rückten vor und beschossen das Dorf. Sie bissen sich stundenlang fest, wir kamen nicht weiter. Da erscheint v. Schmidt auf der Anhöhe, auf der wir hielten. Ein kurzer Blick über die Stellung und er polperte los:

„Herr General, weshalb haben Sie nicht die Kanonen vorgeschickt?“

Digitized by Google

„Ich wollte dieselben nicht in Gefahr bringen."

„Herr General, ich habe Ihnen den Befehl gegeben, sofort mit den Kanonen ins Dorf zu schießen, sobald solches besetzt und nicht geräumt wird."

„Die Kanonen vor," erscholl sein Kommando.

Dieselben gingen ans Dorf heran; einige Schüsse in dasselbe und wir rückten ohne weiteren Kampf in dasselbe und konnten unsern Marsch fortsetzen.

Auch nach oben hin war er ein ganz selbständiger Charakter. Prinz Friedrich Karl lud die in seiner Nähe befindlichen Offiziere, besonders die von unserem Regiment, häufig zu sich ein, Reserve-Offiziere und Aerzte hatten aber den Wink bekommen, zurückzubleiben. v. Schmidt folgte solcher Einladung nicht. Als für ihn die hohe Auszeichnung des Ordens pour le mérite eingetroffen war, wollte der Prinz diesen Orden gelegentlich einer Einladung überreichen. v. Schmidt kam nicht und mußte erst dienstlich befohlen werden.

Für die Truppen war es eine Freude, unter einem solchen Führer zu kämpfen. Man ging stets mit Siegeszuversicht ins Gefecht.

* * *

Kehren wir jetzt zu den einzelnen Erlebnissen zurück. Ohne das Bild von unserem Führer würde der Leser kein richtiges Verständnis für dieselben haben.

Am 4. Oktober bezogen wir Quartiere in Rambouillet.

„Hier sitze ich nun auf einem Napoleoniden-Schloß," schrieb ich, „in einem prachtvoll getäfelten Zimmer mit Aussicht auf den wunderschönsten Park auf einem schwellenden Fauteuil". Das kaiserliche Bett, das mir zur Verfügung

Digitized by Google

stand, war mindestens sechsschläfrig. Viel Genuß sollte ich von solchem Quartier nicht haben.

Gleich am ersten Tage war ein heftiges Gefecht über Epernon nach Chartres zu. „Zwei schwache, abgehetzte bayerische Kompagnien, zwei Regimenter Kavallerie, die aber im Walde und auf dem hiesigen Terrain nichts machen konnten — die Wälder sind keine deutschen Wälder; sie sind alle stark mit dichtem Unterholz durchsetzt, aus dem versteckt geschossen wird; nur die durch den Wald führenden Chausseen sind von der Kavallerie zu benutzen — und zum Glück etwas Artillerie wurden gegen drei bis vier Bataillone im Walde versteckter Mobilgarden geschickt. Unsere Schwadron blieb zur Bedeckung in Rambouillet. Die paar Bayern jagen wirklich die Mobilgarden, es werden aber doch genug von ihnen angepirscht. Ein bayerischer Stabsarzt und ich haben daher gestern und heute blutige Arbeit gehabt."

Bald darauf schrieb ich: „Die schöne Idylle von Levy St. Nom ist schrecklich verwandelt. Wir sind in den dreißigjährigen Krieg versetzt. Der ehrliche Krieg hat aufgehört. Die Wälder stecken voller Banden und schießen überall aus dem Gebüsch auf einzelne Leute. Bei Annäherung größerer Truppen sind sie verschwunden."

Das Oberkommando hatte Befehl gegeben, gefangene Franktireurs und besonders bewaffnete paysans in blauen Kitteln rücksichtslos zu erschießen. Noch kam man diesem Befehle ungern nach, bald aber sah man die Notwendigkeit ein.

Am 7. Oktober sollte unsere vierte Schwadron die in der Nähe liegende kleine Stadt Ablis besetzen. Die Einwohner hatten beim Durchreiten sich verdächtig und widerspenstig gezeigt. Im letzten Augenblick wurde die vierte

Digitized by Google

Schwadron der Schleswig-Holsteiner geschickt, weil diese gerade einen frischen Nachschub von Offizieren und Mannschaften erhalten hatte. In der Nacht wurden wir alarmiert. Es war die Nachricht gekommen, die Husaren seien überfallen. Die Wirklichkeit übertraf die ersten Nachrichten. Die Schwadron war von Franktireurs, die sich vorher schon in die Stadt geschlichen und versteckt hatten, im Verein mit den Einwohnern in den Betten überfallen worden. Ein kleiner Teil schlug sich zu Fuß durch, ein Teil bestieg noch die Pferde. Aber aus allen Fenstern wurde geschossen, sie wurden niedergemacht oder gefangen genommen. Wir eilten schnell zu Hilfe und stießen auf dem Wege auf einige fliehende Husaren ohne Pferde. Die Franktireurs waren bis auf vereinzelte verschwunden. Diese sowie einige verdächtige Bürger wurden sofort erschossen, andere gefesselt und gefangen genommen. General v. Schmidt war selbst zugegen. Er schäumte vor Wut, war es doch sein altes Regiment, dem das Unglück passiert war. Er gab den Befehl, daß die Stadt in Brand gesteckt werde. Eine kurze Zeit war den Bewohnern bewilligt, um das Notwendigste zu retten.

„Wir halten vor der Stadt, die Einwohner flüchtend, einige Sachen noch rettend. Plötzlich steigt an verschiedenen Stellen Rauch auf, bald schlagen helle Flammen gen Himmel, und nach zwei Stunden ist fast die ganze Stadt ein Feuermeer. Die Bayern hatten dies besorgt, sie hielten es für ihre Pflicht, „von Grund auf zu devaschtieren". Das Herz wollte jedem vergehen. Aber es ist notwendig; jeder, auch ich, wäre entrüstet gewesen, wenn kein Exempel statuiert worden wäre. Aber daß man zu diesen Schritten gezwungen, das ist das Schreckliche. Leute, die jeden Augenblick ihre Waffen verstecken und den friedlichen Bürger spielen, um

Digitized by Google

bald darauf wieder als Franktireur zu erscheinen, sind nur durch Schrecken und Strenge zu bezwingen. Aufräumen können wir nicht damit, da es uns hier an Infanterie mangelt."

Uns, die vierte Schwadron hatten diese Vorgänge noch besonders ergriffen, waren wir ja doch zuerst dazu bestimmt. Der Rittmeister der Schleswig-Holsteiner, der schwer verwundet wurde und später gestorben ist, war freilich unvorsichtig gewesen. Unser Rittmeister wäre trotz seiner großen Schneidigkeit vorsichtiger gewesen; er hätte nicht absatteln und in die Betten gehen lassen, dazu hatten die Einwohner sich schon zu auffässig gezeigt.

Nach Rambouillet wurden nun fast täglich Franktireurs und paysans — Pisangs von der Truppe genannt — eingebracht. Der bayerische Major machte sehr kurzen Prozeß mit ihnen. Sie mußten erst sich ihr eigenes Grab graben und wurden dann am Rande erschossen. Fast täglich sah man solche mit Spaten auf den Schultern, von den Bayern begleitet, durch die Stadt ziehen. Es war kein erfreulicher Anblick.

Wir hatten erwartet, daß die französischen Zeitungen über die Niederbrennung von Ablis entrüstet sein würden; sie blieben auffallend still. Man hatte doch wohl das Bewußtsein der Schuld.

Wir lagen viel auf Vorposten und mußten Expeditionen unternehmen. Tag und Nacht mußten unsere Offiziere Rekognoszierungsritte machen. Mit Sorge erwarteten wir jedesmal ihre Rückkehr. Besonders viel wurde auch Mühlberg herangezogen, da er fertig französisch sprach und seine Erkundigungen daher von großem Wert waren. Auf einem solchen Ritt geriet er bei der Rückkehr durch einen Wald in

Digitized by Google

einen Hinterhalt. Mein Bekannter und Reisegefährte Nobiling und zwei Andere stürzten mit den Pferden und waren sofort von Franktireurs umringt. Mühlberg und die anderen entkamen mit Mühe und Not. Wir glaubten, daß Nobiling massakriert worden sei. Der Vater meldete uns aber später, daß er gefangen sei, und daß er als König von île d'Yeu lebe, woselbst auch das weibliche Geschlecht in Gestalt einer gefangenen Marketenderin vertreten sei.

Das Lazarett in Rambouillet war mit Verwundeten und Kranken angefüllt. Da es an Lazarettgegenständen mangelte, wurde ich am 18. Oktober mit einem Wagen unter Bedeckung eines bayerischen Infanteristen und eines Zieten-Husaren nach Versailles geschickt, um solche von den Johannitern zu holen, was unter Mühseligkeiten gelang. Ich hatte die Freude, meinen Bruder Ernst dort zu treffen, der inzwischen zu seinem früheren Chef von Bethanien, Generalarzt Dr. Wilms, gerufen worden war. Als ich mit Wilms und mit meinem Bruder auf der Straße stand, ritt gerade der Kronprinz mit seinem ganzen Gefolge und mit einer großen Zahl fürstlicher Schlachtenbummler, wie sie allgemein genannt wurden, an uns vorbei. Der Kronprinz hielt und rief Wilms zu sich heran und unterhielt sich längere Zeit mit ihm zum Entsetzen des Gefolges. Der Kronprinz sah prachtvoll aus: wunderbarer Vollbart, Mütze, hohe, weite Stiefel und die kurze Feldzugspfeife im Munde.

Meine Rückkehr sollte sehr merkwürdig verlaufen. Unser Pferd ermüdete sehr schnell, war in Schweiß gebadet und zitterte am ganzen Leibe. So konnten wir nicht weiter. Da sah ich einen Mann mit einem Pferde auf dem Felde. Wir spannten unser Pferd ab, tauschten die Pferde trotz lautem Widerspruch um und gaben dem Besitzer den Auftrag,

Digitized by Google

am nächsten Tage in Rambouillet sein Pferd wieder einzutauschen. Nun ging es wieder gut vorwärts. Aber, o weh, bei jeder Schänke hielt der Gaul am Fenster still, durch das, wie Brauch, Schnaps an die Fahrenden verabreicht wurde, und war trotz allem Schlagen und Stoßen vor einer Viertelstunde nicht wieder vorwärts zu bringen.

Wir befestigten nun rechts und links ein Strick und suchten, sobald eine Schänke sichtbar wurde, den Kopf nach der anderen Seite zu ziehen und so das Pferd von der Schänke abzulenken. Es gelang meistens, aber nicht immer. Infolge der vielfachen Hindernisse mußten wir in der Nacht durch die Franktireurwälder fahren, kamen aber gegen vier Uhr morgens ohne weiteren Unfall in Rambouillet an.

Nachdem wir uns fast drei Wochen in diesem dauernden Alarmzustande befunden hatten, wurde unsere Lage durch den glänzenden Zug v. der Tanns und durch die Einnahme von Orléans, Chateaudun und Chartres bedeutend verbessert, die Art des Krieges blieb aber dieselbe, wie die Vorgänge von Chateaudun bewiesen (22. Infanteriedivision). Dann kam die freudige Nachricht von der Uebergabe von Metz. Die Massen der Gefangenen zeigten erst, mit welcher Uebermacht wir am 16. August gekämpft hatten.

Am 30. Oktober wurden wir nach Epernon, einem kleinen Städtchen zwei Meilen südwestlich von Rambouillet verlegt. Das hatte zur Folge, daß das von uns errichtete Lazarett aufgelöst wurde.

Bald sollte der Kleinkrieg sich wieder in bedenklicher Auflage zeigen. Schon auf dem Hinmarsch hatte man auf unsere blauen Husaren aus einem Steinbruch geschossen. Ein Teil der Husaren war flink von den Pferden und metzelte die Pisangs sofort nieder. Schlimmer noch ging

Digitized by Google

es auf einem größeren Rekognoszierungsritte zu. In der Nacht vom 2. zum 3. November wurde aufgebrochen.

„Um 4 Uhr nachts sitzt alles zu Pferde und fort geht es, bei der Kälte zum Glück fast immer im Trabe. Maintenon, Chartres werden bei hellem Tage erreicht. Große Rekognoszierung gegen die Loire-Armee mit der 20. Infanterie-Division, die in Chartres steht. Wir voran. Vorwärts wieder im Trabe. In Courville, einem Städtchen, Feuer. Wir verlieren unsern mutigsten Unteroffizier Mucks, den Retter des Leutnants v. Bülow. Allein war er in die besetzte Stadt geritten und mit Hurrahgeschrei auf Mobilgarden losgestürmt. Vor einem Einzelnen waren sie doch nicht ausgekratzt. Er wurde aus nächster Nähe erschossen. Als Infanterie anlangt, war alles fort. Wir wieder voran. Ueberall Feuer, alle Dörfer besetzt. Vorher ebenes Terrain, jetzt alles bergig. Bauern sind so dumm und frech auf Infanterie zu schießen; Dorf angesteckt, Bewohner gefangen, unter Heulen und Zähneklappern abgeführt, wahrscheinlich erschossen, dazu Weibergejammere, brennende Häuser, furchtbare Kälte. Bei der Kälte dann Biwak im Freien, nachdem wir vorher von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends auf dem Pferde gesessen, ohne etwas ordentliches genossen zu haben. Angezogen bis 2 Uhr im Schafstall leidlich geschlafen. Von 2 bis 6 Uhr ist das Regiment auf Vorposten, Offiziere zähneklappernd am Biwakfeuer; hinten Eis, vorne Glut. Von 5 bis 10 Uhr in Courville, nur Kaffee zu haben, sechs Tassen getrunken. Dann zurück über Chartres, Maintenon nach Epernon, wo wir 5 Uhr abends wieder anlangen. Eine interessante Unterbrechung hatte der Ritt dadurch, daß wir einen französischen Luftballon verfolgten, der von Paris aufgegangen. Er flog doch noch zu hoch, als daß die

Digitized by Google

Karabinerkugeln der Husaren ihn treffen konnten. Später ist er aber doch noch gefaßt worden. Zwei Tage und eine und eine halbe Nacht waren wir zu Pferde gewesen, dabei fast nichts zu essen und zu trinken, da wir zu einer so frostigen und feurigen Expedition nicht eingerichtet waren. Es ist bis jetzt noch gar nicht so kalt gewesen, für die Jahreszeit vorher nur mäßige Kälte, und doch haben wir stets gefroren. Die Franzosen wissen sich gar nicht gegen Kälte zu schützen. Steinerne Fußböden, Kaminfeuer, einfache wollene Decken zum Zudecken, dazu ein Kissen mit Eiderdaunen von zwei Spannen Länge, um bevorzugte Körperteile zu bedecken. Wo soll man das Ding nur hinlegen? Warm wird man auf keinen Fall. Wenn die Gepäckwagen bei uns sind, wickle ich mich vorher erst in meinen erbeuteten Woilach ein, dann geht es."

Einige Tage der Ruhe in Epernon. Dann dauernde Rekognoszierungsritte über Chartres oder Courville hinaus.

Unsere Division wurde nunmehr der Heeresabteilung des Großherzogs von Mecklenburg zugeteilt. Es ging unter dauernden größeren und kleineren Gefechten durch das Departement Eure et Loire über St. Dié, Authon, Mondoubleau bis Vibraye, ungefähr fünf Meilen von Le Mans. General v. Schmidt war in seinem Element. Wir drangen stets siegreich vor. Unsere Verluste waren unbedeutend. Bei Mondoubleau wurde der junge v. Zieten, der Sohn des gefallenen Kommandeurs, schwer verwundet. Uns standen nicht bloß Mobilgarden, sondern auch reguläre Truppen gegenüber. Ein Regiment afrikanischer Spahis ritt gegen uns an. v. Schmidt hatte Kanonen auf eine Anhöhe bringen lassen. Granate auf Granate sauste unter die Spahis, die schwere Verluste hatten und weichen mußten.

Digitized by Google

Eigenartig sahen sie in ihren weißen flatternden Mänteln und auf ihren kleinen weißen Arabern aus. Sie müssen außerordentlich gefroren haben. Denn kalt war es bedenklich. Trotzdem schrieb ich damals:

„Im großen und ganzen freue ich mich, auch einmal einen Winterfeldzug mitzumachen, man lernt immer noch etwas zu. Allerdings zu den angenehmen Seiten gehört solch ein Feldzug gerade nicht, aber der Galgenhumor hält immer aufrecht, trotz aller Unbill." —

Das Franktireurwesen blühte in alter Weise und in unglaublicher Frechheit. Als unser Leutnant v. Keller in ein Dorf mit seinem Zuge einritt, um für uns Quartier zu machen, schoß ein einzelner Pisang auf den Zug. Er wurde sofort ergriffen, an einen Baum gestellt und erschossen. Da lag seine Leiche noch am nächsten Ruhetage. Auf dem Marsche sah man sehr häufig rechts und links von der Heerstraße erschossene Pisangs liegen. Als wir einmal im Brigadeverband durch einen Wald marschierten, fielen Schüsse dicht vor mir in die vierte Schwadron. Wie der Wind waren vier bis fünf Husaren von den Pferden und in die Gebüsche hinein. Bald erfolgten mehrere Schüsse, sie hatten die Pisangs abgefaßt und sofort erschossen.

Unserm Vormarsch auf Le Mans zu wurde Halt geboten. Wir sollten zum Prinzen Friedrich Karl stoßen, der mit den durch die Uebergabe von Metz freigewordenen Truppen in Anmarsch auf das wieder vom Feinde besetzte Orléans war.

Digitized by Google

6.

Am Orléans.

Ueber Mondoubleau, Droué, Cloyes, Varize ging es zurück. Nach einem Ritt von morgens bis abends bei großer Kälte bei Loigny vorbei über Toury stießen wir am Abend des 1. Dezember bei Mérouville zum Prinzen Friedrich Karl. Am dritten vormittags war Parade über uns bei Chatillon, mittags waren wir im scharfen Granatfeuer in der Schlacht bei Arthenay. Wir wurden von Marinegeschützen beschossen, die regelmäßig platzten. Wir hatten aber leidliches Glück. Da kam die Meldung, daß der ältere Graf Schwerin — zwei Brüder waren bei uns als Avantageure — vor der Front schwer verwundet sei. Ich erhielt den Befehl, vorzureiten. Und so ging es in das heftigste Granatfeuer hinein. Die Stücke und der aufgewirbelte Schmutz flogen um mich herum. Endlich fand ich Schwerin bei Chichy. Eine Granate war seitwärts bei ihm eingeschlagen, während er zu Pferde saß. Die Granatstücke waren ihm von unten in das rechte Bein geflogen.

Ich führte ihn zu einem naheliegenden kleinen Häuschen, entfernte faustgroße Granatstücke und verband ihn, so gut es ging. Inzwischen wogte die Schlacht hin und her. Das Haus war dauernd im Granatfeuer. Französische Infanterie

Digitized by Google

rückte gegen das Haus und beschoß es. Dann ging es vorwärts von unserer Seite. Der Feind zog sich zurück. Ich entdeckte einen zweirädrigen Karren und einen Gaul im Gehöft, ließ anspannen und brachte Schwerin auf dem Karren ins Lazarett nach Arthenay.

Inzwischen war es dunkel geworden. Nun hieß es mein Regiment wieder finden. Ich irrte durch mehrere Dörfer und stieß endlich auf mein Regiment. Ich hatte mehr Glück, als Leutnant v. Thielau von den blauen Husaren. Er suchte gleichfalls sein Regiment. Er ritt in ein Dorf hinein. Es war vom Feinde noch besetzt, die ihn auch zuerst garnicht als Feind erkannten. Dann allgemeines Gewehrfeuer, unter dem v. Thielau fiel. Am 6. Dezember haben wir ihn beerdigt.

Am 4. Dezember hatten wir das Zentrum zwischen dem Großherzog von Mecklenburg und dem neunten Korps. Wir kamen nicht zur Tätigkeit und lagerten am Rande eines Waldes. Meine Nahrung waren aus der gefrorenen Erde mit dem Säbel herausgeholte weiße Rüben. Abends zurück durch Chevilly nach Beaugency. Am 5. wurden wir über Arthenay nach Villereau in Reserve geschickt. Ich suchte Schwerin im Lazarett auf, fand ihn nicht mehr lebend vor, er war am Herzschok plötzlich gestorben. Am Abend wurde Orléans nach schwerem Ringen vom Prinzen Friedrich Karl genommen.

Am 6. Dezember ritten wir über Arthenay, Chevilly durch Orléans bis La Ferté St. Aubin in der Sologne. Wir waren zur Verfolgung des geschlagenen Feindes ausersehen und am 7. Dezember früh begann dieselbe in der Richtung auf Vierzon zu durch die Sologne. Diese liegt südlich von Orléans und südlich der Loire und bietet ein vollständig anderes Landschaftsbild als der Landstrich nördlich

Digitized by Google

Orléans, die sogenannte Kornkammer Frankreichs. Hier auf einer Hochebene weite Kornfelder, durchzogen von Chausseen mit hohen Bäumen, die Dörfer trotz der Wohlhabenheit ärmlich und häßlich. Die Sologne sieht dagegen ganz heimatlich aus. Der Boden sandig, sumpfig, lauter kleine Seen, Kiefern und Buchen, die Wälder ohne Unterholz, die Dörfer schön und sauber.

Die Sologne zeichnet sich durch eine große Putenzucht aus. Die Puten spielten uns einen lustigen Streich. Husaren meldeten, Rothosen marschierten seitwärts des Weges. Als die Offiziere diese Rothosen mittelst Feldstecher beobachteten, war es eine große Herde Puten.

Im scharfen Trabe ging es vorwärts, die fliehenden Franzosen vor uns. Sie waren kampfmüde. Massenhaft stellten sie sich als Gefangene. Zuerst wurden sie truppweise nach Orléans geleitet. Als aber ihrer zu viele wurden, hätten wir einen zu großen Teil unserer Husaren zur Begleitung abgeben müssen. Deshalb mußten die Gefangenen ihre Gewehre wegwerfen und erhielten den Rat, nach ihrer Heimat sich aufzumachen. Eine große Erregung war bei dieser Truppe gegen Gambetta. Wir möchten sie doch von diesem Tyrannen befreien.

Ueber la Motte hinaus kam es bei Nuan am 7. Dezember noch zu einem Gefecht. Hier fiel zu unserer großen Betrübnis der prächtige Major Massonneau von den blauen Husaren. Er war mit wenigen Reitern in den Flecken hineingesprengt und wurde von Infanterie, die den Ort noch besetzt hielt, vom Pferde geschossen. Wir fanden ihn beraubt an der Straße liegen, selbst die silbernen Schnüre des Attila hatte man abgeschnitten.

Digitized by Google

Wir gingen in Nuan in die Quartiere. Am 8. Dezember vormittags wurden die Verwundeten von mir verladen und nach Orléans geschickt. Ueber Salbris ging es dann vorwärts nach dem Städtchen Vierzon, wo wir gegen Abend bei Glatteis einzogen, während die Franzosen zur anderen Seite abzogen.

Ich wurde mit dem Leutnant Lösch (Reserve) in einer Villa einquartiert. Dieselbe war vollständig verlassen. Das von uns belegte Schlafzimmer mußte erst vor Kurzem von den Inhaberinnen eiligst geräumt sein, die Betten waren, wie man zu sagen pflegt, noch warm Die Kleider und Röcke lagen umher. Wir waren hundsmüde und sehr hungrig. Zu essen gab es nichts, wir legten uns schleunigst schlafen.

Als es gegen Morgen hell im Zimmer wurde, erschien urplötzlich ein altes Weib mit schwarzem, wallendem Radmantel und schleift die Diele auf und ab. Sie sei die cuisinière des Hauses, sie sei bereit, uns die schönsten Gerichte vorzusetzen, die Töchter des Hauses, denen das Schlafzimmer gehöre, seien seit Wochen verreist.

Ich hatte meinen Spaß an der Alten und lachte sie vergnüglich an. Da packte sie mich unter den Worten: „Ach was haben Sie für ein liebes Gesicht“ beim Kopf und küßte mich ab. Dann wandte sie sich zu Lösch um, den ich aber noch mit dem Rufe: „Die Alte küßt, nehmen Sie sich in Acht“ warnen konnte.

Darauf verschwand die Alte und ward nicht mehr gesehen. Mit den versprochenen schönen Gerichten war es nichts, man hatte nur spioniert. Die Töchter waren jedenfalls irgendwo versteckt.

Digitized by Google

Dies Abenteuer hatte noch ein drolliges Nachspiel. Ich hatte stets kurze Aufzeichnungen in meinem Medizinalkalender gemacht und hatte neben Vierzon einfach das Wort Kuß gesetzt. Als meine Frau nach der Heimkehr den Kalender durchblätterte, stieß sie zuerst gerade auf dies Wort. Ich mußte beichten. Meine Frau meinte, die Köchin werde wohl schön und reizend gewesen sein. „Leider nicht! Ich wünschte, sie wär' es gewesen!"

Einen Tag hatten wir in Vierzon Ruhe. Aber bald zeigte sich Unruhe bei der Bevölkerung, auch Schadenfreude, immer ein Zeichen, daß Infanterie im Anzuge und wir gefährdet waren. Wir waren ja in zwei Tagen 15 Meilen südwärts geritten und befanden uns nur vier Meilen von der wichtigen Stadt Bourges.

Wir schwebten deshalb bedenklich in der Luft, und außerdem Kavallerie bei Glatteis! Wir wurden denn auch schnell von Vierzon früh morgens fortgeschickt und sollten auf Blois oder auf Tours zu marschieren. Wir besetzten Villefranche und Romorantin. Von Villefranche wurde am nächsten Tage ein Zug nach Selles sur Cher geschickt, um dort die Brücke zu zerstören. In Sessay bei Contres haben wir dann mehrere Tage in Ruhe gelegen, da die Vortruppen bei Blois noch auf heftigen Widerstand gestoßen waren.

„Die Gegend ist hier ganz lieblich", schrieb ich damals, „die Einwohner ganz anders wie sonst. Wir erwarteten böswillige, aufgewiegelte, widerspenstige Menschen, aber alle sind freundlich, ob aufrichtig weiß ich nicht. Alle strömen an die Straße, um uns zu sehen und zu begrüßen, alle schimpfen auf Gambetta und scheinen uns fast als Erlöser anzusehen. — — Materiell wäre alles leicht zu ertragen, besonders da wir jetzt kaum Not leiden. Für einen rauhen Krieger wär'

Digitized by Google

es eigentlich eine Lust, das alles mit durchzumachen, nur denken darf man nicht, blind muß man sein gegen all' das Elend. Dann geht's! Dann ist man selbst lustig und heiter, singt und jauchzt." —

Unser Wagenknecht leistete Wunderdinge an Kochkunst. Mühlberg hatte auf einem Rekognoszierungsritt ein verlassenes Schloß mit einem großartigen Weinkeller entdeckt. Er brachte einen großen Wagen voll der prächtigsten Weine mit. Wir luden Rittmeister Krell und die übrigen Offiziere der dritten Schwadron ein. Wagenknecht leistete ein glänzendes Diner. Erst Erbsensuppe. In der zweiten Hälfte des Krieges wurden dem Heere Erbswürste nachgesandt. Gepreßte Erbsen mit Schweinestücken. Jeder von uns hatte jetzt eine solche große Erbswurst in der Satteltasche. Wir waren glücklich über dies Nahrungsmittel. Ein Topf heißes Wasser und von der Wurst hineingeschnitten und wir hatten die kostbarste wohlschmeckende und nährende Suppe. Wir zogen die Suppe allen anderen Suppen vor. Deshalb hatte Wagenknecht uns zunächst Erbsensuppe bereitet. Dann folgten Fisch, Hammelkeule (Chigot), Poulardes usw. War das Essen schon gut, so machten doch unsere Gäste immer größere Augen über die Weine. Zu jedem Gange konnten wir die seltensten und schönsten Weine vorsetzen.

Am 16. Dezember ging es weiter. Bei dem alten Bourbonenschloß Chambord vorbei, dann durch Blois an der Loire.

„Blois ist eine reizende Stadt. Leider sind wir nur durchgezogen. Man hat doch aber mal wieder anständig gekleidete Menschen und von weitem einigen Komfort gesehen."

Wir ritten ohne Unterbrechung auf Vendôme zu. Da erreichte uns der Befehl, schleunigst nach Orléans zu reiten, das wieder bedroht war. Also gegen Abend wieder umge-

Digitized by Google

kehrt nach Blois zu, dann über Suevres und Mer die Loire aufwärts nach Morrée, wo wir um 3 Uhr nachts ankamen. Von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr nachts im Sattel, dabei nur etwas Schokolade geknabbert, die mir in Briefen von meiner Frau zugesandt war. Ich war so müde, daß ich dauernd im Reiten einschlief und vom Pferde zu fallen in Gefahr war, schließlich bei der Ankunft so steif, daß ich mich vom Pferde fallen lassen mußte. Dabei was für ein Quartier und was für eine Verpflegung! Es wurde wie üblich eine Kuh requiriert und geschlachtet, das frische Fleisch wurde in einen Topf gesteckt und mußte stundenlang kochen, um mit mangelhafter Brühe ganz zäh wie Leder verschlungen zu werden.

Rittmeister v. Thümen und ich lagen zusammen in einem Häuschen. Wir verzichteten auf das Fleisch und ließen uns von Wagenknecht eine kostbare Erbswurstsuppe kochen, die sofort fertig war. Wir wollten schlafen, da wir wußten, daß am nächsten Tage sehr früh weiter geritten wurde. Aber o weh. Da war nur ein Zimmer, das von der Besitzerin und ihrer jungen Tochter besetzt war.

Wir belegten die beiden Betten mit Beschlag und zogen uns aus in der Hoffnung, daß die holde Weiblichkeit uns verlassen würde. Sie blieb standhaft im Zimmer, das allein warm war, und war von unserem Ausziehen garnicht peinlich berührt, während wir bei unserer Toilette und anderen Notwendigkeiten in die größte Verlegenheit gerieten, mais à la guerre comme à la guerre, wie die Franzosen stetig ausriefen! Wir überwanden jede Scheu.

Früh morgens ging es über Josnes, Ouzouer le Marché über das Schlachtfeld von Coulmiers nach Saintry, wo wir einen Ruhetag hatten. Wir lagen wieder nördlich von Orléans.

Digitized by Google

„Das Dorf ist klein und jämmerlich, die Quartiere schmutzig. Die Gegend häßlich, der Boden zwar reich, aber alles eintönig, wie die ganze Gegend zwischen Orleans und Chartres. Dabei ist die Gegend ganz ausgesogen. Das Schlachtfeld von Coulmiers ist ganz in der Nähe. Die ganze französische Armee hat in dieser Gegend gelegen und ist mehrmals hier durchgezogen. Auch bayerische und preußische Truppen haben hier schon mehrfach gelegen. Kein Huhn, geschweige denn Ente oder Puter mehr zu sehen. Das Mittagsmahl wird also nicht so reichlich ausfallen, besonders da auch der Wein ausgegangen. Aber was hilft's? Aushalten muß man. Die Erbswurst läßt keine Hungersnot aufkommen, die in der Gegend auszubrechen droht.

„Rien de tout, de tout, de tout, nixen," war die allgemeine Antwort. „Oh quel malheur pour nous et pour vous!"

Man bettelte bei uns sogar um Essen!"

Die Heimat schickte ja große Züge mit Liebesgaben an die Truppen. Wir waren aber meist zu weit vorweg, als daß uns diese erreichen konnten. Nur Zigarren erreichten uns häufiger, sehr gute für die Offiziere und ein ganz merkwürdiges Kraut für die Mannschaften. Ich bin gegen Nikotin sehr empfindlich und erkrankte leicht nach dem Genusse von schweren Zigarren. Ich rauchte für gewöhnlich meine kurze Studentenpfeife, die auch den Feldzug 1866 schon überstanden hatte, aber der Tabak fehlte sehr häufig. Meine guten, aber schweren Zigarren tauschte ich deshalb gegen reichliche Mengen Mannschaftszigarren um; sie waren nikotinfrei und waren meiner Meinung nach aus Kartoffelkraut bereitet. Aber sie brannten gut und auf dem Marsche konnte ich eine nach der anderen verpaffen, ohne zu erkranken.

Digitized by Google

Am 19. und 20. Dezember lagen wir auf einer Farm bei Huisseau. Zu unserer Freude traf hier v. Byern, von seiner Wunde geheilt, wieder bei uns ein, während v. Keller zur Division abgeordnet wurde.

Am 21. Dezember ging es durch Orléans in eine Vorstadt und am 22. nach dem Städtchen Olivet, südlich von Orléans. Hier lagen wir mit den dritten Jägern zusammen, also mit „Couleur". Im Heere bestehen zwischen einzelnen Regimentern besondere Zuneigungen, so zwischen Husaren und Jägern. Begegnet man sich auf dem Marsche, so jubelt man sich gegenseitig zu: Couleur! Couleur!

Zwischen Kürassieren und Husaren herrscht dagegen eine gewisse Abneigung. Der Divisionär Herzog Wilhelm von Mecklenburg war brandenburgischer Kürassier gewesen und wurde ihm deshalb eine große Abneigung gegen uns Husaren nachgesagt. Wir waren daher heillos froh, als er seiner Quetschung wegen nach Deutschland zurück mußte und ein alter Husar an seine Stelle trat.

„Heute sitze ich nun in der Nähe von Orléans und doch nicht nahe genug, um den Abend dort zu verweilen. Im übrigen ist es dort schon ebenso ausgesogen wie auf dem Lande. Nur Soldaten und weiter nichts als Soldaten. Was aus diesem Teile Frankreichs noch werden soll, weiß ich nicht."

In Olivet lagen wir längere Zeit, doch war die Ruhe mehrfach durch Vorpostendienst in la Ferté St. Aubin unterbrochen. Den heiligen Abend feierten wir auf Vorposten.

„Der heilige Abend wäre vorüber, von einer Zentnerlast fühlt man sich befreit. Dies nationale, dies heimatliche, häusliche Fest fern von dem lieben Weibe, fern von den lieben Seinigen in Feindesland auf Vorposten zu verbringen,

Digitized by Google

war ein trauriger Gedanke. Und doch ist alles besser abgelaufen, als ich erwartet. Unsere Schwadron lag mit einem Zuge dritter Jäger in La Ferté auf Vorposten. Die Stellung war wegen herumkriechender Franktireurs etwas exponiert. Die tüchtigen dritten Jäger mit Oberleutnant v. Bojanowski an der Spitze gewährten uns aber vollkommene Sicherheit gegen nächtlichen Ueberfall und brachten außerdem ein sehr erheiterndes Element in unseren Kreis.

Die Offiziere bewohnten sämtlich ein Schloß, verlassen und ausgesogen oder vielmehr ausgetrunken, doch wir waren bewaffnet mit einem Koch. Jagd auf die berühmten Sologner Puten und auf Enten wurde mit gutem Erfolg ausgeführt. Ein Weihnachtsbaum von den Jägern ausgeschmückt, ulkige Geschenke von einer Rekognoszierung mitgebracht, eine prächtige Bowle von mir gebraut. Gutes Diner, an dem auch unsere Einjährigen v. Flottwell und Bernhard teilnahmen. Materiell hatten wir alles. Die fröhliche Stimmung war bei mir jedoch nur vorübergehend, immer mischte sich der Gedanke an das liebe Weib, das jedenfalls schwermütig an den Mann in der Ferne dachte, in die beginnende Heiterkeit hinein."

„Heute am ersten Feiertage sind wir nach Olivet zurückgekehrt. Wir haben einen schlechten Tausch in bezug auf Quartier gemacht. Alles, alles ungemütlich, alles kalt und frostig bis auf Mühlberg, der ebenso wie ich räsonnierend neben mir schreibt."

Die Ungemütlichkeit sollte eine Reihe Tage anhalten: „Man sitzt vor dem Kamin mit einem zerbrochenen Blasebalg und pustet so lange, bis der Arm erlahmt. Wenn nicht gegen zehn Uhr die Kranken anträten und ich bald nachher ins Lazarett müßte, ich würde ruhig im Bette liegen bleiben.

Digitized by Google

Man friert freilich auch dort. Und dabei ist es draußen garnicht so kalt, in einem deutschen Zimmer würde es höchst behaglich sein."

Wir hatten jedoch einige Abwechslungen. Mit Mühlberg ging ich Orléans besichtigen. Sehenswert ist der Dom und das Denkmal der Jeanne d'Arc. Das Hotel St. Aignan glich einem gewaltigen Kriegslager. Hier war der Hauptverkehr der Truppen, die Orléans besetzt hielten.

In Olivet luden sich die Schwadronen gegenseitig zu Diners ein, so die dritte uns und wir sie. Am Silvester-Abend lagen wir wieder auf Vorposten auf dem Schloß von La Ferté mit den dritten Jägern und waren wieder recht vergnügt. Hatten wir doch Aussicht auf baldige Waffenruhe und auf Frieden. „Ist einmal der Wille zum Frieden da, und bei Paris scheint man ja den Franzosen die Lust dazu eindonnern zu wollen, so ist der Friede auch schnell geschlossen."

Digitized by Google

7.

Am Le Mans.

Die Hoffnungen zu Neujahr 1871 sollten schnell zu Wasser werden. Wir wurden nochmals zum Streit herangerufen, diesmals für uns nun wirklich zum letzten Male. Aber er sollte nicht minder voller Strapazen und Gefahren sein, wie die früheren. Größere Truppenmassen wurden über Vendôme gegen Le Mans geschickt.

Bereits am 3. Januar ritten wir in der Richtung nach Vendôme. Es war wieder große Kälte eingetreten. Hände und Füße froren beim Reiten bedenklich. Wir hatten zum Glück allerlei warme Sachen von den Unserigen aus Berlin erhalten. Sehr praktisch waren gestrickte Visire, die einzelnen Offizieren, wie Mühlberg, zugeschickt waren. Sie wurden über den Kopf gezogen und ließen nur Mund und Augen frei. Die betreffenden Offiziere machten einen eigenartigen, aber nicht unschönen Eindruck. Sie sahen wie altdeutsche Vehmrichter aus. Wir ritten durch uns genügend bekannte Gegenden, durch die unschöne Kornkammer nördlich von Orléans mit ihren Farmen. Auf diesen wurden wir meist einquartiert. Von einem Nachtlager auf einer Farm bei Oucques ist mir ein köstliches Genrebild in Erinnerung. Leutnant v. Byern, Leutnant v. Oldenburg, der Einjährige

Digitized by Google

Bernhardt und ich lagen nebeneinander in unseren Kleidern auf Stroh, mit Decken zugedeckt und froren. Da fängt der Einjährige aus dem Schlaf zu sprechen an, auf unsere Fragen antwortet er regelrecht im Schlaf. Wir waren schändlich genug, ihm allerlei Geheimnisse zu entlocken, so besonders über eine stille Liebe in Berlin. à la guerre comme à la guerre! Wir brachten uns so mit heiterer Stimmung über die Nacht und vergaßen das häßliche Nachtlager.

Wir querten die große Straße von Vendôme nach Blois. Die Kälte wurde immer schärfer. Wir ritten zähneklappernd, aber am 6. Januar wurde uns bei Longpré tüchtig mit Granaten eingeheizt. Wir mußten biwakieren, allerdings in der Nähe eines Schlosses. Die Landschaft war bergiger und bewaldeter geworden und so nahm die Zahl der Chateaux auch wieder reichlich zu.

Am 7. Januar wurde die vierte Schwadron durch den Befehl überrascht, als Leibwache des Prinzen Friedrich Karl nach Vendôme zu reiten. Das war eine angenehme Abwechselung.

„Man sieht sich die Gefechte von einem erhabenen Standpunkt an und kehrt dann gemächlich in gute Quartiere zurück. Man fühlt sich seit langer Zeit einmal wieder ruhig und sicher und anständig. Man kann sich ordentlich waschen, man kann essen unter angenehmen Bedingungen, nicht mit einem Feld-, Wald- und Wiesen-Messer und mit einer Fünffinger-Gabel."

Auch der Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der den Oberbefehl über die sechste Kavallerie-Division wieder übernommen hatte, war voller Sehnsucht nach den Töpfen Vendôme's gewesen und hatte sich dort einquartiert. Als er

Digitized by Google

sich aber bei dem Prinzen meldete, war dieser sehr ungnädig und schickte ihn zurück, er gehöre zu seiner Truppe.

Unsere Freude sollte von sehr kurzer Dauer sein. Der Prinz brach am 8. Januar gegen zehn Uhr etwa auf. Vor uns heftige Gefechte. Es war Glatteis. Der Prinz stieg nicht zu Pferde. Wir mußten daher sämtlich absitzen und unsere Pferde am Zügel führen. Unser Rittmeister von Thümen ging neben dem Prinzen und erfuhr im Laufe des Gesprächs, die Berufung der vierten Schwadron als Leibwache sei ein Irrtum; er habe als Leibwache nur die erste Schwadron, die auch schon herbeigerufen sei. Starke Verblüffung. Die erste Schwadron erschien und wir mußten wieder zurück in unsere alte Stellung bei Ambloy und in ein Quartier auf einer Farm. Unser neben mir reitender Wachtmeister v. Hertzberg gab seinem Unmut in nicht gerade ehrerbietiger Weise lauten Ausdruck.

Es war für mich interessant gewesen, die oberste Kriegsleitung aus nächster Nähe zu sehen. Die Züge und Märsche entwarf der tüchtige Generalstabschef General von Thiele, der große Anforderungen an die Truppen stellte. Prinz Friedrich Karl war der Schlußkritiker. Er war ein strenger Kritiker. Wehe dem, der die Pläne v. Thieles nicht voll hatte ausführen können; ob es möglich gewesen oder nicht, er hatte seinen Wischer weg. Es wurde deshalb auch fast alles erreicht.

Am 9. Januar war unsere Schwadron zu dem Seiten-Detachement unter Pfeffer v. Salomon gekommen. Dies sollte Chateau Renault vom Feinde säubern. Unsere Schwadron hielt im Walde bei Schneegestöber; da zogen die von Chateau Renault abziehenden Franzosen ganz nahe an uns vorüber; wegen des Schneegestöbers sahen sie uns

Digitized by Google

nicht. Wir konnten deutlich ihre lebhafte Unterhaltung hören. Dann zogen wir denselben Weg, aber nach Chateau Renault zu.

Ueber Montoire (an dem Loir) und Grand Lucé ging es auf Le Mans zu. Wir waren durch die Abkommandierung mehr ins Hintertreffen gekommen, woran wir gar nicht gewöhnt waren. Wir hatten die Straße von Tours nach Le Mans zu beobachten. Es war bedenklich viel Glatteis. Manches Pferd stürzte. Wir hatten aber nur einen Beinbruch. In der Nähe von Le Mans gab es kein Quartier; im besten Falle lag man in einem Schafstalle hinter dem gesattelten Pferde.

Le Mans war von unseren Truppen mit großer Tapferkeit genommen, nachdem sie viele Strapazen durchgemacht und im Schnee biwakiert hatten.

„Was der Mensch aushalten kann, ist fabelhaft. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und auch diese fing schon an, durchzulassen, als es Abend wurde und die beginnende Kälte alle Nässe in Eis verwandelte. Im Quartier waren wir ohne unser Gepäck, die Kleider konnten nicht gewechselt werden und mußten auf dem Leibe wieder trocknen."

Am 14. Januar zogen wir durch Le Mans, das noch starke Spuren des schweren Kampfes zeigte. Ueber Domfort ging es nach Conlie. Die Franzosen waren aus ihrem Lager bei Conlie vertrieben. Von Conlie aus waren wir gegen Sillé le Guillaume, von da gegen Laval und dann südlich in der Richtung auf Sable sur Sarthe wieder im Vortrapp.

Vom 18. Januar ab hatten wir einige Tage Ruhe auf der Villa einer Eisenhütte. Sie war von einer Pariser Familie bewohnt, nahen Verwandten des großen Handschuh-

Digitized by Google

fabrikanten Chevet in Paris. Die Damen hatten sich vor den Preußen weit nach dem Westen Frankreichs geflüchtet und glaubten hier sicher zu sein. Unvermutet waren wir vor die Villa gesprengt. Die Damen standen an den Fenstern des einen Flügels. Wir nahmen den anderen Flügel zu unserm Quartier und beschlossen, den Damen einen Anstands- und Beruhigungsbesuch zu machen. Wir schmückten uns so schön, wie es noch möglich war. Mit Mühlberg an der Spitze, der als der Sprache mächtig, unser Führer sein sollte, pilgerten wir nach Anmeldung in das Zimmer der Damen. Mühlberg hielt eine schöne, gewandte Rede. Die Damen hatten bei unserm Eintreten uns ihre Rückseiten zugekehrt und beharrten in dieser Stellung trotz aller schönen Worte. Wir mußten den Rückzug antreten und sahen unser gesellschaftliches Entgegenkommen sehr schlecht belohnt. Wir ergaben uns still in unser Schicksal. Als man uns aber ein minderwertiges Essen und einen ganz schlechten Wein vorsetzte, da war es mit unserer Geduld zu Ende. Wir forderten die Schlüssel zu Speisekammer und Keller ab; unser Wagenknecht waltete wieder seines Amtes als Koch, griff sich Enten und Hühner und bereitete die drei Tage, die wir auf der Eisenhütte waren, leckere Mahlzeiten. Auch die mit Sachkenntnis aus dem Keller geholten Weine labten und stärkten uns nach den vielfachen Strapazen. Ohne Abschied ritten wir von dannen. Wir hatten es bisher stets so gehalten, daß wir uns empfahlen, den ärmeren Gastgebern Bezahlung hinterließen, auf Schlössern den dienstbaren Geistern, falls solche vorhanden, Geldgeschenke. Mit polnischem Abschied, wie von der Eisenhütte, hatten wir uns noch nie im Feldzuge empfohlen. Nun ging es über Loué nach Christophe und am nächsten

Digitized by Google

Tage über Chantenay nach Tassé bei Noyon sur Sarthe, wo ich bei einem 74jährigen alten Curé Quartier hatte. Am 23. Januar lagen wir in Malicorne, einem Städtchen an der Sarthe.

Nun sollten wir am 24. Januar, wie wir meinten, in la Flèche am Loir Ruhequartiere beziehen. Der Vortrapp unserer Schwadron unter Mühlberg's Führung stieß unerwartet auf feindliche Infanterie, die vom Süden in das Städtchen einrückten. Wir wurden in einen ungleichen Straßenkampf verwickelt und mußten uns auf eine Anhöhe nördlich der Stadt zurückziehen. Wir hatten zwei Kanonen zu unserer Verfügung. Aus diesen wurde sofort in die Stadt geschossen. Nach kurzer Zeit erschien der Maire und bat um Einstellung des Schießens, die Franzosen würden sofort die Stadt verlassen. Dies geschah denn auch. Wir machten uns zu Herren der Stadt.

„Nun liegen wir hier allerdings in sogenannten Ruhequartieren, aber einen Tag um den andern sind wir in Bazonges auf Durtal zu auf Vorposten, wo der Feind dicht vor der Türe steht, zwar froh ist, wenn wir ihm nichts tun, aber fortwährend Neckereien unternimmt, so daß wir an dem Tage, wo wir Ruhe haben sollten, fast regelmäßig alarmiert werden. Bagage ist deshalb zurückgeschickt."

Die Gefechte nahmen zuweilen einen ernsteren Charakter an. Bei einem solchen flog mir eine matte Kugel ganz nahe beim Kopfe vorbei. Es war das einzige Mal, wo ich eine Kugel körperlich fühlte.

Ich war inzwischen, was Stiefel anbelangte, vollständig handwerksburschenmäßig abgebrannt. Ich hatte nach Berlin geschrieben, man sollte mir aus meinem Bestande ein Paar mit starken Sporen schicken. Es gingen mir meine Lackstiefel zu, ein Beweis, wie wenig man in der Heimat wußte,

Digitized by Google

wie es im Kriege zugeht. Da half mir Mühlberg aus der Not. Er hatte aus Versehen zwei Paar hohe sehr gute Stiefel geschickt bekommen, von diesen dedizierte er mir ein Paar, das bis auf den Wadenteil sehr gut paßte. „Ich habe mir meine Hosen nach zweistündiger, hartnäckiger Arbeit dazu eingerichtet und stolziere jetzt in hohen Kanonen wohlhabend, fast reich umher." Die Nähte der Schäfte mußte ich freilich auftrennen. Ich wollte mir dreieckige Lederstücke dazu einsetzen lassen, aber in der unruhigen Zeit kam man zu keinem Schuster. Da hielt ich in Bazonges auf Vorposten zufällig vor einer Schusterwerkstatt. Der Inhaber mußte sich neben mein Pferd setzen, erst den einen und dann den anderen Stiefel mit dem Dreieck versehen, denn jeden Augenblick konnte Befehl zum Vorreiten kommen. Es mußte deshalb die Arbeit in dieser vorsichtigen Weise geleistet werden, damit ich sofort wieder in meine Stiefel steigen und weiter reiten konnte. Die Stiefel sind viele Jahre noch ein wertes Andenken gewesen und sind öfter von mir getragen worden. Sie waren noch so stattlich, daß sie nach Jahren bei einem Umzuge Liebhaber gefunden haben und gestohlen worden sind.

Die vierte Schwadron war, wie fast im ganzen Feldzug, immer vorweg und außergewöhnlich häufig in Gefahr. Mein Rittmeister sagte einmal scherzend:

„Unser Kommandeur haßt mich; ich glaube, ich könnte ihm keinen größeren Gefallen tun, als wenn ich erschossen würde."

Trotzdem und alledem ist unser Rittmeister v. Thümen obgleich er stets schneidig vorweg war, nicht einmal etwas angepirscht worden; wohl aber wurde er mit dem eisernen Kreuze erster Klasse bedacht. Dasselbe erhielt auch ein Husar

Digitized by Google

unserer Schwadron, Oske aus Berlin. Leider sollte dieser nicht heimkehren. Er wurde, als das Regiment als Besatzung in Frankreich zurückblieb, bei der Rückkehr nach seinem Quartier auf dem Bahndamme von einem Zuge überfahren. Mit den eisernen Kreuzen erster Klasse war man sehr sparsam. Wenn ich nicht irre, so hat nur unsere Schwadron diese beiden Kreuze erhalten, niemand weiter im Regiment. Mit dem eisernen Kreuze zweiter Klasse ging man freigebiger um. Ich war für mein Verhalten am 16. August ebenso wie mein Oberstabsarzt Dr. Nöhte zum eisernen Kreuze am schwarzen Bande eingegeben worden. Solche waren auch angekommen. Inzwischen war aber der Befehl ergangen, die Aerzte dürften als Nichtkombattanten das Kreuz nur am weißen Bande tragen. Es war damals darüber schon dasselbe Staunen, wie gegenwärtig mit den Auszeichnungen der Aerzte in Südwestafrika. Wir Truppenärzte waren dauernd im Feuer gewesen, in Südwestafrika haben die Aerzte sogar Kommandos als Kombattanten übernommen und haben mitgefochten, tut nichts, sie erhalten ihre Auszeichnungen am Nicht-Kombattantenbande, während Soldaten, die über Swakopmund nicht hinausgekommen und nie in irgend einer Gefahr waren, solche am Kombattantenbande erhalten. Ich war an so etwas ja schon gewöhnt. 1866 hatte ich den Orden mit Schwertern, aber ohne jede Logik am Nicht-Kombattantenbande erhalten. Wann wird dieser alte Zopf aufhören? Die Heeresverwaltung ist doch sonst im Gegensatze zu allen anderen Verwaltungen stets modern und fortschrittlich. Ich wäre dieses Zopfes wegen bald um mein Kreuz gekommen. Der Kommandeur hatte unsere Kreuze anderweitig vergeben, das meinige an seinen Burschen. Inzwischen war man mit dem Verleihen der

Digitized by Google

Kreuze sparsamer geworden. Nöhte hatte noch ein anderes Kreuz erhalten, für mich blieb keines mehr übrig. Es kamen und kamen dann keine Nachsendungen. Erst ganz zuletzt, als man schon an die Heimkehr dachte, erhielt ich es. Als wir auf Schloß Planchourie an der Loire uns zu Tisch setzten, fand ich es unter der Serviette. Mein Rittmeister hatte mich damit überrascht.

Endlich hatte Paris kapituliert und war Waffenstillstand eingetreten. Wir erfuhren dies in la Flêche auf unserm Vorpostendienst. Mühlberg mußte als Parlamentär zum Feinde reiten und dies melden. Der Jubel war groß. Wir hofften in la Flêche die drei Wochen — so lange sollte der Waffenstillstand dauern — bleiben zu können. „la Flêche ist eine niedliche Stadt, selbst mit Bädern, wenn auch herzlich schlechten, versehen." Wir waren daher mit unserer Lage recht zufrieden.

Digitized by Google

8.

Die Zeit der Waffenruhe nebst allgemeinen Betrachtungen.

In unserer Hoffnung, in la Flêche die drei Wochen der Waffenruhe bleiben zu können, wurden wir arg getäuscht. Wir wurden am 1. Februar plötzlich um $^1/_2$7 Uhr morgens aus den Betten geholt, um eine Meile rückwärts zu marschieren, weil la Flêche außerhalb der Demarkationslinie lag. Hals über Kopf geht alles fort, um in ein elendes Nest einzurücken, wo absolut nichts zu essen, wo weder Stuben noch Ställe sind. Unser Aerger war groß. Der Aufenthalt war zum Glück zu schlecht, sodaß wir noch weiter zurückgeschickt wurden. Ueber Pontvaillain ging es nach Sarcé, von da nach Chateau la Vallière und am 4. Februar zogen wir in unser Waffenstillstands-Quartier ein, in das Schloßreiche St. Antoine in der Nähe von Tours.

„Da die Gegend reichlich mit Chateauchen gesegnet, bewohnen wir Offiziere zu zweien immer ein Schloß. Mühlberg und ich sind, da keine Besitzer vorhanden, legitime Inhaber eines eleganten Schlosses, das früher Chateau la Borde hieß, jetzt aber Chateau Mühlberg's und Küster's Ruh getauft ist. Eleganter, antiker Speisesaal (gute Speisen wären mir

Digitized by Google

lieber), brillantes Bibliothekszimmer, Empfangssaal, Billardzimmer usw. Oben reizende Schlafzimmer mit wundervollen Betten, natürlich zweischläfrig, mit seidenen Vorhängen. Die Gegend garnicht übel, Tours, der Garten Frankreichs, in der Nähe."

„Am Sonntag, den 5., war ich in Tours. Die Stadt ist hübsch gelegen, doch gerade nicht erstaunenswert schön. Aber, was mich entzückte, war, daß ich endlich einmal eine Stadt vorfand mit großstädtischem Leben. Unverkennbar war die Friedrichstraße in Berlin, welche auch hier ganz regelrecht die Linden kreuzt. Hier war Militärmusik. Bei der reizenden Musik wogten Offiziere und alle Schönheiten von Tours die Linden entlang.*)

Die Schönheiten sind an Qualität und Quantität ziemlich bedeutend. Mit einer gewissen Naivität und Unverschämtheit wurde aus den Ecken der feurigen braunen Augen auf die Uniformen und besonders auf die glänzende rote Husarenuniform geblinzelt. Ich erklärte dies für zu gefährlich in Tours, d. h. nur für meine Offiziere in Husarenuniform, nicht für mich, mein Lieb, und drängte zur Heimkehr nach unserem idyllischen Chateau."

Und wir lebten in der Tat eine schöne Idylle auf unserm Schloß. Der Frühling war erschienen. Während wir schon im Freien ein Nachmittagsschläfchen halten konnten, schrieb meine Frau vom Schnee, der in Berlin noch vorhanden.

*) Dies einträchtige Zusammensein sollte bald gestört werden. In den Zeitungen waren wütende Artikel losgelassen: man werde die Damen und Herren öffentlich beschimpfen, die sich bei den preußischen Militärkonzerten blicken ließen. Bei meiner nächsten Anwesenheit in Tours waren die Preußen nur unter sich.

Digitized by Google

Vormittags ritt ich zu den Kranken der verschiedenen Schwadronen und zu den Offizieren auf den verschiedenen eigenartigen Schlössern. So lag Oberleutnant Wedemeyer, der die Grimmsche Schwadron führte, auf dem Chateau Baudry des französischen Generals Reille, des bekannten Parlamentärs von Sedan.

Bei einem solchen Rundritte passierte mir ein drolliges Reitermißgeschick. Ich hatte diesmal ein meiner Größe und meinem Gewicht angemessenes Pferd, aber es war ein Ackergaul, kein eingerittenes Kavalleriepferd. Ich hatte mich aber ziemlich mit demselben eingeritten, wagte sogar, wenn ich mit den Offizieren ausritt, auch mit ihnen zusammen über Gräben zu setzen; es folgte den guten Beispielen. Auch hatte ich mit Leutnant v. Olderburg einige Reitstudien gemacht.

Nun war Leutnant Winslow erkrankt, der auf einem weiter abgelegenen Chateau sich befand. Es lag hinter einem wiesenartigen langen Grunde. Die Chaussee führte im langen Bogen um diesen Grund. Ich wollte an Zeit sparen und sprengte über den Grund weg.

Da verlegte mir ein breiter Graben den Weg. Die Breite kam mir etwas bedenklich vor, aber da mein Gaul sich bisher ganz gut im Ueberspringen von Gräben bewährt hatte, so sprengte ich auf den Graben los und setzte die Sporen ein. Der Gaul sprang auch, aber er sprang zu kurz. Mit den Vorderbeinen war er auf dem gegenseitigen Ufer, mit den Hinterbeinen steckte er noch im Graben. Ich kletterte über seinen Kopf auf das gegenseitige Ufer, ließ dabei aber die Zügel aus der Hand, was ein Reiter niemals tun soll. Als ich meinen Gaul aus dem Graben ziehen wollte, drehte er sich um und kletterte an dem entgegengesetzten Ufer in die Höhe. Ein Bild zum Malen! Ich hier, mein

Digitized by Google

Gaul dort, der breite Graben zwischen uns. Was tun? Ich nahm einen mächtigen Anlauf, sprang natürlich auch zu kurz und mußte, meine hohen Stiefel ganz voll von Wasser, mich mühsam aus dem Graben arbeiten. Das Pferd graste inzwischen gemütlich und ließ mich auch nach einigen Sprüngen an sich herankommen. Als ich aber aufsteigen wollte, fehlten beide Steigbügel. Sie konnten nur beim Sprunge über oder vielmehr in den Graben abhanden gekommen sein. Ich nahm mein Pferd an den Zügeln, zog den Säbel und fing im Graben an zu angeln. Und richtig, ich angelte beide Steigbügel wirklich heraus. Nachdem sie glücklich befestigt, bestieg ich das Roß und machte nun doch den weiten Bogen auf der Chaussee, denn den Sprung über den Graben wagte ich nicht zum zweiten Male. Beim Schloß angekommen, mußten mir erst von einem Husaren die Stiefel abgezogen und von ihrem Wasserinhalt befreit werden.

Mühlberg schrieb unermüdlich viel auf unserem Chateau und brachte mir dadurch reichlich Vorwürfe von meiner Frau über mein weniger häufiges Schreiben ein. Meine Frau und Mühlberg's Mutter trafen fast täglich, wie ich schon erwähnte, im Lazarettverein zusammen und tauschten die gegenseitigen Nachrichten aus. Dabei ergab es sich, daß mein Frauchen zu kurz mit Briefen gekommen.

„Es ist richtig, Mühlberg schreibt wirklich fürchterlich lange Briefe und ist dann nie fertig, wenn wir ausreiten oder wenn's zum Diner geht. Ich muß allerdings zugestehen und zwar mit etwas, aber nur mit etwas Beschämung, daß ich weniger schreibe als Mühlberg, jedoch stehe ich ihm nicht viel nach. Wenn man nun bedenkt, daß Mühlberg polizeiwidrig viel schreibt und zeitweise eine Schreibemanie besitzt, ich dagegen eine angeborene Abneigung gegen Briefe-

Digitized by Google

schreiben habe, so stehe ich eigentlich immer noch glänzend da und habe ich demgemäß auch zeitweise das Gefühl, gelobt werden zu müssen."

Ich gab mich, wenn ich im Mantel gehüllt bei dem schönen Frühlingswetter im Freien lagerte, gern Träumereien und allgemeinen Betrachtungen hin, die bei Beendigung des Krieges sich mir unwillkürlich aufdrängten. Möge für den Leser selbst auch Waffenruhe eintreten und er mir auf das Gebiet dieser Betrachtungen auf einige Zeit folgen.

---

a. Die Manneszucht der preußischen bezw. deutschen Truppen während des Krieges.

Es wurden in den französischen Zeitungen den deutschen und besonders den preußischen Truppen der große Vorwurf gemacht, daß sie wie barbarische Horden lebten und daß sie wie die Raben stählen und besonders die Pendulen massenhaft fortgenommen hätten. Jedes Haus, selbst ein sonst ganz schmuckloses, hatte über dem Kamin eine oft wertvolle Schmuckuhr, die vielfach unsere Bewunderung erregte. Die Behauptungen der Zeitungen sind aber nur Ergebnisse der Bosheit und der Verleumdung. Das gerade Gegenteil ist der Fall gewesen. Gerade in den preußischen Truppen herrschte eine außerordentliche Manneszucht und ein sehr guter Geist. Und wenn einmal ein Vergehen vorkam, so war sehr strenge Strafe die Folge.

In Forbach hatte ein Husar eine Kommode erbrochen und sich Wertgegenstände angeeignet. Er wurde mit Stricken

Digitized by Google

angebunden — dies ist Kriegsbrauch — und dann dem Kriegsgericht überliefert.

Wie ich schon mehrfach erwähnt habe, klagten die französischen Dörfer viel mehr über ihre eigenen Truppen: sie nähmen alles, was nicht niet- und nagelfest, während die Preußen sogar alles bezahlten. Dies wurde im Laufe der Monate etwas anders. Der Krieg verdirbt den Charakter ja immer; bei den deutschen Truppen war dies aber nur sehr wenig der Fall. Die Franzosen trugen an der Verschlimmerung der Kriegssitten allein die Schuld. Die Häuser waren verlassen, nun kaufte man nicht, sondern nahm, was man notwendig brauchte. Ich habe nur selten Franzosen so verständig gesehen, daß sie mit Eß- und Trinkwaren, besonders mit Wein an den Straßen hielten und sie verkauften. Nichts wurde ihnen gewaltsam genommen, die Soldaten bezahlten alle ehrlich und der Franzose machte ein gutes Geschäft.

Im Anfange war man selbst darin peinlich, das zu nehmen, was man dringend nötig hatte. Wir waren beim Beginn des Krieges auf einem Rekognoszierungsritt. Wir wurden von französischer Kavallerie umschwärmt. In ein Haus zu gehen, um zu essen, war trotz großem Hunger unmöglich. Da watschelte eine Gans vorbei. Ein Offizier köpfte sie geschickt mit dem Säbel. Dann wurde sie gerupft, und als Feuer gemacht, in einem Kessel gekocht. Man zerriß sie mit den Fingern und nahm so die Mahlzeit zu sich. Wir hatten aber etwas Gewissensbisse, weil die Gans nicht regelrecht „requiriert" war. In Nouart, in dem wir gleich nach dem siegreichen Kampfe der Sachsen lagen, entdeckten der Rittmeister und ich in unserem gemeinsamen Quartiere, daß sächsische Soldaten sich Hemden aus einer Kommode genommen. Sie hatten ihre eigenen dafür hingelegt und einen Zettel mit

Digitized by Google

ihren Namen. Der Rittmeister war zuerst entrüstet über diese nicht amtliche Art zu requirieren und wollte Meldung machen. Ich wies auf die zurückgelassenen Hemden; diese konnten einen längeren Feldzug durchaus nicht mehr überdauern. Zu kaufen war nichts in dem Städtchen, in dem gekämpft wurde. Was dringend gebraucht werde, behauptete ich, das könne man unter Umständen sich auch ohne requirieren nehmen und brauche nicht einmal seinen Namen aufzuschreiben. Dieser Grundsatz wurde anerkannt und ist im Laufe des Feldzugs auch allgemein anerkannt worden.

Ich habe, als ich auf einem verlassenen Chatean einen schönen Offizierssattel vorfand, diesen ohne Bedenken auf mein Pferd gelegt und meinen Mannschaftssattel an die Schwadron zurückgegeben. Auch Bücher glaubte ich als geistige Nahrung mitnehmen zu dürfen. Auf einem Schlosse lockte ein wunderschöner Stahlstich. Er wurde nicht gerollt. Wenn vor Paris gerollt wurde, so wurden diese Kunstwerke nur vor dem sicheren Untergange durch französische Granaten bewahrt.

Unsere Truppen waren immer liebenswürdig und freundlich, und das selbst, als das Franktireur- und Pisangunwesen aufkam. Ich habe unsere Soldaten Kinder wiegen und sich mit kleinen Kindern herumschleppen sehen, um die Hausfrauen zu entlasten. Sehr gern griffen sie auch in geeigneten Fällen zum Pflug und pflügten stundenlang den verwahrlosten Acker. Die französischen Männer, die allerdings meist geflüchtet waren, weil die Zeitungen verbreitet hatten, sie würden als Soldaten in die preußische Truppe gesteckt werden, standen spuckend und mit den Händen in den Hosentaschen als Zuschauer daneben.

Digitized by Google

Daß die marschierenden Truppen besonders Pendulen mitgeschleppt haben sollten, diese Behauptung ist geradezu eine Lächerlichkeit. Die Truppen hatten so schwere und anstrengende Märsche, daß gerade nur das notwendigste Gepäck mitgenommen werden konnte. Wo sollten da die Pendulen bleiben?

Etwas andere Anschauung als die Preußen hatten die Bayern. Sie hielten es für ihre militärische Pflicht, den Franzosen auch materiell zu schaden und das besonders, als der Krieg von Seiten der Franzosen die ritterlichen Sitten verloren hatte. Sie suchten denn auch die Bevölkerung materiell zu schädigen. Ich sah, daß bayerische Infanterie aus den Häusern alle möglichen Gegenstände auf die Straße geschleppt hatte und uns aufforderte, davon mitzunehmen, was natürlich abgelehnt wurde. Sie selbst nahmen einiges wohl mit, warfen es aber dann bei Seite, weil es zu lästig war, damit zu marschieren. Es war dies aber auch nur dadurch möglich, daß die Bayern nicht so geschlossen marschierten, als die Preußen. Ich habe es erlebt, daß die bayerischen Offiziere mit nur wenigen Leuten eintrafen und daß die große Masse sich erst allmählich truppweise einstellte. Es machte den Bayern auch einen besonderen Spaß, Strafgerichte über Dörfer oder Städtchen zu vollziehen. „Oberflächlich ansengen" oder „von Grund auf bewaschtieren" waren die beiden Abarten der bayrischen Strafgerichte.

Und doch waren es gerade die Bayern, die von den Zeitungen und der Bevölkerung geradezu verhätschelt und in einen Gegensatz zu den diables prussiens gestellt wurden, die sich schon durch ihre rohen Gesichter auszeichnen sollten. Es hatte dies allerdings einen verteufelt schnöden Hintergrund: man hoffte immer, daß die Bayern Verrat üben und die Preußen verlassen würden. Und doch gingen die

Digitized by Google

Bayern den Franzosen in der Schlacht in bedenklicher Weise zu Leibe. Sie „rauften“ gar zu gern. Als ein Bayer über seinen zerschossenen Arm ganz untröstlich war und ihm dieserhalb gut zugeredet wurde, brach er in die verzweiflungsvollen Worte aus: „O Jesses Maria Josef, i kann doch net mehr raufe!“

b. Eigenarten Frankreichs.

Wenn ich von den Eigenarten Frankreichs bez. der französischen Nation spreche, so nehme ich von vornherein Paris davon aus, denn Paris ist eine Eigenart für sich.

Die französische Nation hatte es verstanden, durch das Eingenommensein von sich selbst, durch sein Großsprechen die Nachbaren in den Glauben zu versetzen, daß sie in Wirklichkeit an der Spitze der Kultur schreite und daß sie ein sehr kriegstüchtiges Volk sei. Der Krieg wurde deshalb auch leichtsinnig hervorgerufen, man sei Frankreich durch die österreichischen Siege zu nahe getreten. Dieser Ansicht pflichteten selbst Deutsche bei, die in Paris gelebt hatten. Daß Frankreich dafür das linke Rheinufer zukäme, erschien ihnen daher gar nicht so ungeheuerlich.

Beim Abmarsche gegen Frankreich waren wir daher allgemein überzeugt, in einen sehr schweren und harten Kampf zu ziehen. Manchem erschien der Sieg doch zweifelhaft. Aber schon nach den ersten Kampftagen hob sich die Zuversicht zum Siegen in schnell steigenden Graden. Die windige und unvorbereitete Art, wie Saarbrücken angegriffen wurde, das

Digitized by Google

geringe Zusammenhalten der Korps untereinander, die Maitressenwirtschaft im Forbacher Lager machten die mangelhafte Führung der französischen Truppen sofort klar*). Aber auch im Einzelkampfe war der Deutsche an Wucht und Kraft überlegen. Das Chassepotgewehr war dem Zündnadelgewehr zwar über. Aber dadurch, daß der Deutsche sofort den Nahkampf suchte und mit dem Bajonett vorging, wurde das Chassepotgewehr unschädlich, der Franzose war zu unruhig zum Zielen, er schoß darüber weg. Dem Deutschen gelang der Sturmangriff, der Franzose wurde fast immer zurückgeschlagen. Die Deutschen ließen den Feind auf gute Schußweite herankommen und gaben dann mit Ruhe und Sicherheit auf Kommando der Offiziere Schnellfeuer, das nie seine Wirkung verfehlte.

Die anfänglich sehr gefürchteten Mitrailleusen (Revolverkanonen) waren nicht so bedenklich, ebenso wenig die vielen Schrapnels, die in der Luft platzenden Granaten. Nur die Marinegeschütze waren vorzüglich und wurden gut bedient.

Der eigentliche Mut fehlte den Franzosen keineswegs. Aber die deutsche Wuchtigkeit war dem französischen élan weit überlegen. Das war schon am Kriegsgeschrei erkennbar. Der Franzose stürmte mit einem matten „vive l'empereur!", der Deutsche mit einem mächtigen „Hurrah!" Dies Hurrahschreien war bei den Franzosen außerordentlich gefürchtet; sie wußten, jetzt stürmt der Deutsche und es kommt zum Bajonettkampf. Einige drollige Wirkungen sind mir darüber berichtet worden.

*) Sind die Franzosen doch auch nach dem Kriege bisher nicht im stande gewesen, derartige Kriegsmanöver auszuführen, wie sie bei uns an der Tagesordnung sind.

Digitized by Google

Die Bayern hatten den schweren Kampf in Bazeilles vor Sedan. Es wütete ein heftiger Straßenkampf. Die Franzosen hatten die Häuser besetzt und schossen aus den Fenstern. „Ich war", so erzählte mir ein bayerischer Hauptmann, „mit meiner Kompagnie an einer Straßenecke angelangt. So wie ich auch nur die Nase um die Ecke steckte, ein Gewehrfeuer aus allen Fenstern. Meine Kompagnie ist verloren, wenn sie vorgeht, sagte ich mir. Ich wartete eine Zeitlang, in der Hoffnung, daß die Franzosen sich zurückziehen würden. Vergebliche Hoffnung. Sowie sich jemand von uns blicken ließ, Schnellfeuer. Da kommt mir ein guter Gedanke. „Leute", sag ich, „nun schreien wir einmal fünf Minuten lang „Hurrah". Das wurde mit Macht ausgeführt. Wir kucken um die Ecke. Der Feind ist fort." Aehnlich machte es ein Freund von mir, es war der spätere Geheime Legationsrat Hellwig, der als Unteroffizier einen Zug Infanteristen zu einer Rekognoszierung führte. Sie hocken hinter einem Bahndamm und spähen aus. Da rückt der Feind in überlegenen Massen an. Sie können nicht gesehen werden und wollen ihre günstige Stellung nicht aufgeben. Auf Kommando ein kräftiges Hurrah und der Feind zieht eiligst ab.

Das französische Volk ist im allgemeinen gutmütig und freundlich, aber in hohem Grade unselbständig. Sie ließen sich von Emissären, die überall ins Land geschickt waren, ohne Weiteres aufhetzen, so daß die Freundlichkeit in einem Tage ins Gegenteil umschlug. Wir merkten es sofort, wenn ein Hetzer eingetroffen war. In einem Dorfe wurde die katholische Kirche zum Militärgottesdienst benutzt. Die Bevölkerung fand dabei gar nichts Arges. Dann mit einem Male Auflehnung dagegen. Man hatte gegen die Protestanten

Digitized by Google

gehetzt. Es wurde dann der Gottesdienst, wie üblich im Kriege, im Freien abgehalten.

Die Unselbständigkeit ist mit einer Unerfahrenheit gepaart, um nicht Dummheit zu sagen. Ich habe bereits erwähnt, daß einzelne Leute zwecklos auf marschierende Truppen schossen. Ich weiß nicht, wie ich dies anders nennen soll. Ueber deutsche Verhältnisse waren nicht nur das gewöhnliche Volk, sondern auch die gebildeten Stände unglaublich unwissend. Der Osten Deutschlands war nach ihrer Meinung von wilden Horden bewohnt, von den Ulans. Unsere Ulanen hatten mit ihren befahnten Lanzen den meisten Schrecken erregt. Von ihnen hielt man sich immer in angemessener Entfernung. Nach ihnen wurde die gesamte Kavallerie Ulans genannt, eben jene wilden Horden im Osten, die wie die Kosacken Frankreich überschwemmten. Daß unsere Ulanen nichts weiter waren, als ihre Lanzenreiter (lanciers), davon hatten sie keine Ahnung*).

Ich habe öfter die Schulen untersucht. Ich stieß auf merkwürdige Dinge. In einem amtlichen Geographiebuch, das unserm Daniels ähnelte, stieß ich auf die ungeheuerliche Bemerkung, daß die Elbe sich in das weiße Meer ergießt. Das linke Rheinufer gehörte auf einigen Karten bereits zu

*) Die gesammte Kavallerie ist wegen dieses Schreckens, den unsere Ulanen mit ihren Lanzen und Fähnchen bei der feindlichen Bevölkerung erregten, später mit Lanzen versehen worden. Es geschah dies hauptsächlich auf Veranlassung eines Offiziers der Zieten-Husaren, der später eine wichtige Stellung im Kriegsministerium einnahm, des Freiherrn von Ardenne. Er wurde im Feldzuge durch einen Franktireurschuß verwundet. Die Wunde war dadurch zu einer schweren geworden, daß die Kugel ein Stück Leder von der Reithose mitriß, das erst nach Monaten zum Vorschein kam.

Digitized by Google

Frankreich, wie jetzt Elsaß-Lothringen noch mehrfach als zu Frankreich gehörig gezeichnet wird. Mit Karl dem Großen spielen die Franzosen in den Geschichtsbüchern sich gewaltig auf, er ist ihr erster, großer und mächtiger Kaiser, er ist aber nicht Deutscher, sondern schon Franzose. So wird das Volk teils bewußt, teils unbewußt getäuscht und irregeführt. Aus dieser Unselbständigkeit und dieser Unwissenheit ist es auch erklärlich, daß Frankreich allein von Paris geleitet wird. „Paris c'est la France" entspricht der Wirklichkeit. Alle anderen Städte sind ohne Bedeutung.

Aus derselben Quelle stammt auch die unglaubliche Ueberhebung, die bei den Gebildeten ganz besonders unangenehm auffällt. Bekannt ist der öffentliche Anschlag von Victor Hugo, der uns Deutsche warnt, das heilige Paris zu beschießen. Das sei ein Verbrechen. Ich hatte eine politische Unterhaltung mit einem Schloßherrn, der ausnahmsweise nicht davongelaufen. Er war entrüstet über die drohende Möglichkeit, daß Elsaß-Lothringen den Franzosen im Friedensvertrage abgenommen würde. Das sei eine schreiende Ungerechtigkeit.

„Aber, mein Herr," meinte ich, Frankreich würde doch sicher wenn es gesiegt hätte, das linke Rheinufer genommen haben."

„Naturellement" war die kurze und bündige Antwort.

„Nun wohl, mein Herr, jetzt sind wir die Sieger, wir haben außerdem den Krieg nicht begonnen, sondern Frankreich, da ist es doch unser gutes Recht, Elsaß-Lothringen zu nehmen."

„Oh non Monsieur, c'est toute une autre chose."

„Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes." Durch diese kühnen Behauptungen machten die Franzosen selbst Deutsche stutzig. Ich hörte einen solchen äußern, es wäre wirklich

Digitized by Google

nicht klug, Elsaß-Lothringen zu nehmen, das würde ein dauernder Zankapfel bleiben.

„Nun denn, mein Herr," antwortete ich, „wenn es unsere Pflicht ist, die Franzosen zufrieden zu stellen, um dauernden Frieden zu haben, so wäre es denn nach Ihrer Ansicht entschieden nötig, ihnen trotz unserer Siege freiwillig das linke Rheinufer abzutreten. Denn dann würden sie erst zufrieden sein."

Politisch waren die Franzosen ganz zerrissen. Wir lagen bald bei Orléanisten, bald bei Legitimisten, bald bei Napoleonsanhängern, bald bei Republikanern. Alle waren stets sicher, daß ihre Partei die Oberhand gewinnen würde.

Mehr als die Männer haben die Frauen auf mich Eindruck gemacht. Sie erschienen mir viel tatkräftiger, leiteten sicherer den Haushalt, während die Männer hauptsächlich schwatzten und spuckten. Die Frauen waren den Deutschen gegenüber unnahbar — ich sehe hier von den großen Städten ab. Meine Husaren klagten mir Stein und Bein darüber. Und es waren doch flinke, gewandte Jungens. Ja, die Frauen waren direkt ungezogen gegen uns. Ich habe es gesehen, daß, wenn wir in ein Städtchen oder in ein Dorf einzogen — es geschah dies nie anders als unter dem Absingen der „Wacht am Rhein" — und ein Husar einem schönen Mädchen in der zuschauenden Menge zunickte, diese ausspuckte. Ich habe bereits auch von der Ungezogenheit der Damen auf der Villa in der Umgegend von Le Mans berichtet. Wie ist dies zu erklären? Wenn wir wirklich solche wilden Horden wären, wie die Zeitungen uns schilderten, die das Kind in der Wiege nicht schonten, so konnten ihnen diese Beleidigungen doch übel bekommen. Es war klar, daß sie andere Begriffe über uns hatten, daß wir

Digitized by Google

zu ritterlich wären, um uns an dem weiblichen Geschlecht wegen dieser Herausforderungen zu vergreifen. Mit diesem Bewußtsein nahmen wir die Kränkungen ruhig hin.

Auch das Essen ist in Frankreich nicht so glänzend, als wie es bei uns im Rufe steht. Man denkt immer nur an die Pariser Küche. Die Speisen sind außerhalb Paris nicht sehr mannigfaltig. Hammelkeule (Chigot), Huhn (Poularde) werden am Rost gebraten und sind vorzüglich. Ebenso sind Konfitüren gut und fast in jedem Hause reichlich vorhanden. Leutnant v. Hindersin's erste Frage im Quartier war stets: „Avez vous des confitures?" Es gab in den Hotels ja Diners mit vielen Gängen. Außer den bereits erwähnten guten, die regelmäßig wiederkehrten, waren sie auch danach. Zunächst ein wenig wohlschmeckende Bouillon mit Unmassen weichen Weißbrods darin, dann trockenes ausgekochtes Rindfleisch ohne Sauce, dann ausgekochtes geschmackloses Gemüse, das waren regelmäßig die ersten drei Gänge. Braten außer Chigot und Geflügel außer Poulardes und Fische versteht der Franzose nicht besonders zu bereiten. Es wurden uns oft Kaninchen vorgesetzt oder sogenannte Lapins, eine Kreuzung von Kaninchen und Hase. Aber diese kamen mit Kopf und Gebiß auf den Tisch und sahen wie abgezogene Katzen aus. In Epernon schossen unsere Offiziere Fasanen. Der Hotelwirt behauptete, sie vorzüglich braten zu können. Sie waren in lauter kleine Stücke zerteilt und so angebraten. Am meisten vermißte ich als Pommer die Kartoffeln. Die vorzüglichen pommes de terre frites gab es nur ganz ausnahmsweise. Zu den Speisen mußte man das wabbliche Weißbrot essen. Nur einmal in Tours wurden große Schalen mit pommes de terre en chemise (Pellkartoffeln) auf die Tafel gestellt. Ich liebäugelte mit ihnen und

Digitized by Google

wollte Kartoffeln zum Braten essen. Da auf einmal waren sie verschwunden, es war ein selbständiger Gang gewesen.

In der Industrie und der Kunst marschiert Frankreich durchaus nicht immer an der Spitze. Ich ließ mich in Tours photographieren, mein Bruder in Versailles, die Bilder waren nicht zu verschenken; Dresden hatte 1866 tadellose Bilder geliefert. — Die Schwefelhölzer sind Kloben und zünden sehr schlecht. Sehr aus dem Leben gegriffen ist jenes bekannte Bild von Anton v. Werner. Ein großer preußischer Soldat mit dem Arm in der Binde sitzt gerade und erstaunt einem kleineren französischen Soldaten gegenüber; dieser lebhaft gestikulierend, klobige Streichhölzer dabei anreißend, um die beim vielen Reden ausgegangene Zigarette wieder anzuzünden, um ihn herum an der Erde ist alles vollgespuckt und mit weggeworfenen Zündhölzern bedeckt.

Was die landschaftlichen Schönheiten Frankreichs anbetrifft, so gibt es ja eine Reihe sehr schöner, reicher Landstriche voller Gärten. Schön sind aber im allgemeinen nur die Flußtäler, diese sind freilich in reichlicher Anzahl vorhanden. Das Zwischenland ist dagegen oft wenig schön, wie das Land nördlich von Orléans. Sehr vermißt haben wir die deutschen Wälder; außer in der Sologne haben wir sie nicht angetroffen. Das Loiretal ist sehr schön, aber unsern Rhein erreicht die Loire lange nicht. Deutschland besitzt vielmehr einzelne schöne Gegenden, was dadurch schon bewiesen wird, daß es übersät ist mit Bädern und Luftkurorten, die fast ausnahmslos nur in schönen Gegenden sich entwickeln, während Frankreich nur sehr spärlich damit bedacht ist. Ich erinnere mich nicht, einen derartigen Badeort angetroffen zu haben und doch bin ich gut ein Drittel Frankreichs durchritten.

Digitized by Google

Eigen ging es uns mit der Sprache. Man verstand ursprünglich so gut wie gar nichts. Ich war entrüstet über unsere Gymnasialbildung. Man hatte es nicht einmal zu einem leidlichen Sprechen gebracht, verstehen konnte man aber gar nichts, höchstens einige Brocken. Man war an das Hören — und das ist gerade die Hauptsache — gar nicht geübt worden. Ich lag einmal bei einem kranken Kollegen, der mich sehr freundlich empfing. Als ich mich abends empfahl, war er wie umgewandelt. Ebenso kalt und steif war er am Morgen. Ich fragte ihn nach der Ursache. Was ergab sich nach vielem Hin- und Herreden? Er hatte mich wegen seines Leidens um Rat gefragt. Ich wäre stillschweigend darüber hinweggegangen, das hätte er als unkollegialisch empfunden. Ich war ganz verblüfft. Ich hatte gar nichts davon verstanden, daß er meinen ärztlichen Rat erbat. Das Lernen der Sprache in Frankreich selbst war dadurch erschwert, daß das Volk meist Dialekt sprach, was bei dem schnellen Sprechen ein Verstehen unmöglich machte.

Im Elsaß und in Lothringen, zwar mit Ausnahme einiger rein französischer Striche, wurde überall deutsch verstanden und auch gesprochen. Als mein Bruder einmal einen Bauern französisch anredete, erhielt er die Antwort:

„Ach, spreken Se dütsch, ick kann nich welschen."

Auch hierüber hatten wir andere Vorstellungen gehabt.

Ich habe immer das Gefühl in Frankreich gehabt, als ob die Bevölkerung sehr wohl zu einem bedeutenden Volke erzogen werden könnte, aber dann müßten Schulen, Erziehung und Leitung ganz andere werden. Wie ein besiegtes Volk durch das Niederwerfen meist den Stachel fühlt, sich empor zu arbeiten, so ist es nach dem Kriege auch in Frankreich

Digitized by Google

geschehen. Es hat viel an seinen Schulen verbessert, hat auch das Lernen der deutschen Sprache begünstigt. Vor allen Dingen hat es aber den Willen gezeigt, sich und seinen Katholizismus von dem Einfluß der römischen Kirche als einer ausländischen Macht zu befreien. Würde dies gelingen, dann würde Frankreich in der Tat an der Spitze der Kultur marschieren, während der Sieger durch die fesselnden Banden der römischen Kirche ins Hintertreffen geraten würde.

---

c. Die Stellung der Aerzte im Heere.

Die Stellung der Aerzte im Heere ging mir viel durch den Kopf. Ich gab meinen Gedanken darüber nach Beendigung des Krieges in einer besonderen Schrift: „Die Truppenärzte im Felde" lebhaften Ausdruck. Die Schrift wurde viel gelesen und hat sicher zu manchen Verbesserungen den letzten Anstoß gegeben, obgleich hohe Militärärzte mir die Versicherung gaben, daß diese auch so gekommen wären. Es ist seitdem vieles anders geworden. Vor allen Dingen wünschte ich, daß der Arzt zunächst mit der Waffe diente und daß er Sanitätsoffizier würde und nicht bloß Arzt mit Offiziersrang. Ich habe ja eine vorzügliche Stellung gehabt, diese wurde mir aber in erster Linie meiner Persönlichkeit wegen zu teil, als Arzt habe ich sie mir erst erkämpfen müssen.

Allen gelang dies wohl nicht, oft aus Zufälligkeiten. So war ein ganz kleiner Kollege zu einem Kürassierregiment gekommen und hatte einen gewaltigen Kürassiergaul als Doktorpferd erhalten. Selbst wenn er ein guter Reiter gewesen, so hätte das Besteigen des Pferdes seine Schwierig-

Digitized by Google

keiten gehabt. Es mußte immer ein Stuhl geholt werden, wenn solcher vorhanden, oder er mußte direkt aufs Pferd gehoben werden, was natürlich stets unter allgemeinem Hohnlächeln der Umgebung vor sich ging. Der Ehrfurcht gegen den Arzt tut dies bedenklich Abbruch und ist es mir zweifelhaft geworden, ob der Kollege durch ärztliche noch so große Tüchtigkeit sich diese hat erwerben können.

Der Offizier ist Offizier und wird von Kameraden und von Mannschaften als solcher voll angesehen; der Arzt nicht. Mir ist es doch auch so ergangen, daß Mannschaften mein Kommando nicht anerkennen wollten, eben weil ich nur Arzt war. Die Tätigkeit des Arztes ist bei der Truppe auf dem Marsche eine geringe. Schwerere Fälle werden ja sofort ins Lazarett geschickt. Die Erkrankung eines Pferdes ist bei der Kavallerie unangenehmer, als die eines Menschen. Dieser ist entbehrlich und kann leicht ersetzt werden; das Pferd reißt eine Lücke und ist viel schwerer zu ersetzen. Man ist deshalb mehr Soldat als Arzt, hat aber keine Gelegenheit, sich nach irgend einer Seite hervorzutun. Die Aerzte werden daher auch oft ersucht, sich um wirtschaftliche und materielle Dinge zu Gunsten der Offiziere zu kümmern. Vielfach kam man diesem auch nach.

Als mich ein mir sehr lieber Offizier darum bat unter der Begründung, ich hätte ja sonst doch nichts zu tun, wurde ich verschnupft. Ich wandte mich kurz um und überhörte das ganze. Die Offiziere waren feinfühlig genug, zu merken, daß ich gekränkt war. Der betreffende Offizier entschuldigte deshalb auch sofort seine Bemerkung. Seitdem wurde ein derartiges Ansinnen nie wieder an mich gerichtet. Es gelang mir schließlich, auch als Arzt geachtet zu werden.

Digitized by Google

Es ist aber Zeit, die allgemeinen Betrachtungen zu beenden, besonders da die Waffenruhe zu Ende geht. Wir mußten sogar noch vor Ablauf derselben unser idyllisches Schloß verlassen. Nach der Kapitulation von Paris rückten die Belagerungstruppen zum Teil südwärts. Wir mußten ihnen Platz machen.

Am 17. Februar verließen wir unser Chateau la Borde, zogen über Luyne und wurden in Chateau Planchourie an der Loire bei Langeais, $3^1/_2$ Meilen westlich von Tours einquartiert. Wir hatten keinen schlechten Tausch gemacht, obgleich Chateau Planchourie von Chateau la Borde weit übertroffen wurde. Aber die Gegend war viel lieblicher, von reizender Schönheit.

„Die Gegend ähnelt im Kleinen der Rheingegend, unwillkürlich sucht man zwischen den Weinbergen nach schöngelegenen Rheinweinkneipen, um ein Schöppche Rheinwein zu trinken, doch mangeln solche Kneipen leider sehr. Der Franzose kennt keine gemütliche Geselligkeit.

Dabei ist das Wetter schon seit Anfang Februar so milde und Frühlingsartig, und in den letzten Tagen sogar sommerlich, daß man sich wundert, hier noch nicht alles grün zu finden. Jedoch fliegen die Schmetterlinge schon ganz munter umher und alles schlägt aus, selbst mein Pferd, mit dem ich täglich einen Vergnügungsritt mache. Wir sind fast nie zu Hause. Entweder zu Pferd oder zu Fuß wird Natur gekneipt."

Auch nach Tours konnten wir mittelst Eisenbahn bequem gelangen. Bei meiner Anwesenheit daselbst am 21. Februar war alles sehr kriegerisch, da die Unterzeichnung des Friedens ausblieb und die Waffenruhe bald ein Ende hatte. Die

Digitized by Google

Truppen wurden deshalb schon kriegsmäßig zusammengezogen. Wir wurden seitwärts in die Berge nach Cléré verlegt.

General v. Schmidt war sehr kriegsdurstig, es wurde alles zum Abmarsch gerüstet. Kam am 26. Februar, dem Tage, an welchem die Waffenruhe endete, keine Nachricht über Verlängerung oder Frieden, so wurde Punkt 12 Uhr nachts losgeritten auf Poitiers und Bordeaux zu und zwar mit Windeseile, damit uns kein Gegenbefehl erreichen konnte. Er meinte mit Recht, der Süden und Südwesten habe vom Kriege noch nichts zu kosten bekommen und sei deshalb gegen den Frieden. In der Tat, es waren dies die einzigen Teile, die noch unberührt waren. Der Osten und das Zentrum waren stark mitgenommen, der Nordosten ebenso. Im Norden hatte v. Goeben gekämpft, im Westen und Nordwesten das zehnte Korps und wir, im Südosten v. Werder gegen Bourbaki.

Nur kurze Zeit vor Ablauf der Frist kam die Nachricht von der Verlängerung der Waffenruhe; diesmal zu unserem Leidwesen, denn einen Ritt nach Bordeaux hätten wir alle gern noch mitgemacht. Wir wurden deshalb verlegt und kamen wieder nach St. Antoine auf unsere alten Schlösser, Mühlberg und ich also wieder auf Chateau la Borde.

Das idyllische Leben wurde fortgesetzt. Es fing alles an grün zu werden, ja es war beinahe schon zu warm. Hier empfing ich direkte Briefe und Grüße von meiner lieben Frau, die mir von einem Fähnrich von der Oldenburgischen Batterie im Auftrage des Hauptmanns v. Lancelle überbracht wurden. Letzterer war schwer verwundet nach Berlin gekommen. Kurz vor seiner Rückkehr war er in einer Gesellschaft mit meiner Frau zusammengekommen und da sich herausstellte, daß er auch bei Tours lag, hatte er Briefe und

Digitized by Google

Grüße übernommen. Er lag aber doch zu weit von mir, beurlaubte daher den Fähnrich auf einige Tage und sandte ihn zu mir. Er sprengte auf unseren Schloßhof, und als sein Auftrag uns gemeldet, wurde er festlich einen Tag auf unserem Schloß bewirtet.

Um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, nahm der unermüdliche v. Schmidt bei Chantilly eine Besichtigung über uns vor.

Kurz vor dem Rückmarsch kehrte Oberleutnant v. Bülow genesen zurück. Er war betrübt, seinen muckigen Unteroffizier Mucks nicht mehr unter den Lebenden zu treffen.

Digitized by Google

9.

Die Heimkehr.

Der lang ersehnte Friede war unterzeichnet. Man war bereits abgestumpft. Der Jubel war garnicht groß. Die Truppen hatten es ja in der letzten Zeit sehr gut gehabt. Nur ich war glücklich und froh, litt ich doch sehr unter der Sehnsucht nach meinem jungen schönen Weibe, von dem ich mich gleich nach der Trauung getrennt hatte und nun schon bald acht Monate fern war.

Am 6. März traten wir den Rückmarsch an, um bis hinter die Seine zurückzugehen. Wir zogen nördlich der Loire, lagen in elenden Dörfern und kamen bald wieder auf die alten Kampffelder nördlich von Orléans. Der Gegensatz zu Chateau la Borde war ein zu gewaltiger. Dort hatten wir mit Verpflegung und mit 4 Talern Feldzulage gelegen, hier in den ausgehungerten, mit Typhus und Pocken behafteten Schlachtdörfern ohne Verpflegung und ohne Geldzulage. Wir lebten allein von dem uns gelieferten Konservenfleisch.

Die Einwohner versuchten es mehrfach, uns von den Dörfern fernzuhalten, weil dort Pocken herrschten. Wir vertrauten auf unsere Impfung. Ich schlief sogar auf einem Bette, in dem vorher ein Pockenkranker gelegen. Ich habe bei meinem

Digitized by Google

Regimente keinen einzigen Fall von Pocken gehabt, während bei den Franzosen dieselben stark herrschten und sie von Gefangenen sogar nach Deutschland verschleppt wurden. Das war die letzte Pockenepidemie, die Deutschland gehabt hat. Nach der Einführung der Revaccination ist keine mehr vorgekommen, trotzdem Gelegenheit zur Ansteckung durch Fremde genügend vorhanden ist.

Interessant von den Schlachtorten war allein Beaune la Rolande, wo wir in dem nicht zerschossenen Teil des auf einer Anhöhe gelegenen Städtchens ganz gut untergekommen waren. Wir besichtigten die nicht hohe Friedhofsmauer, die wie die Stadt auf einer Anhöhe gelegen war. Gegen sie hatten die Franzosen neunmal vergeblich angestürmt. Zwei westfälische Regimenter, die 16er und die 57er, standen hinter der Mauer, ließen den Feind bis auf gute Schußweite herankommen und gaben dann auf Kommando sicher treffendes Schnellfeuer. Der Feind wich jedesmal wieder zurück. Und doch waren es zum Teil alte gute Truppen gewesen, so die aus Rom herangezogene römische Division.

Das Feld soll mit 1000 Toten bedeckt gewesen sein. Gegen Abend nahte der Prinz Friedrich Karl mit den ersten Truppen von Metz her. Der Feind mußte eilig weichen. Beaune la Rolande wurde trotz der schwachen Besetzung nicht genommen.

Die Gegend wurde allmählich besser und schöner. Auch Chateaux stellten sich wieder ein, auf denen wir dann lagen. Chateau Landon ist sogar ein interessantes niedliches Städtchen, wie eine Oase in der Wüste, mit alten Klosterräumen und römischen Ueberbleibseln.

Man fing an, die Reserveoffiziere nach der Heimat zu beurlauben. Mühlberg reiste auf sechs Wochen nach Berlin.

Digitized by Google

Auch ich hatte ein Urlaubsgesuch eingereicht, hörte aber schon unter der Hand, daß ich unentbehrlich sei. Da richtete ich ein Gesuch an den Generalstabsarzt Dr. Grimm um Versetzung nach Berlin und schrieb Briefe an meinen Bruder, der nach einer Reise nach Tours bereits in die Heimat zurückgekehrt war, und an Dr. Körte. Beide waren mit den maßgebenden Generalärzten bekannt. Ich war überzeugt, daß sie für meine Rückkehr alles in Bewegung setzen würden.

Langsam marschierten wir auf die Seine zu. Wir zogen durch Sens im schönen Yonnetal und waren eine Meile davon im Quartier. Beim Durchreiten durch Sens hatte ich meinen alten Freund Dr. v. Haselberg getroffen, der dort vier Monate mit seinem Feldlazarett gelegen hatte. Ich besuchte ihn vom Quartier aus, wir konnten aber nur einige Stunden gemütlich zusammen sein, da ich vor eintretender Dunkelheit zurück sein mußte. Auf der Chaussee scheute mein Pferd bedenklich. Es lag ein betrunkener grunzender Pisang mitten im Wege.

Wir passierten Troyes und kamen über die Seine und dann am 20. März in unser Standquartier Precy Notre Dame in der Nähe von Brienne sur Aube.

Hier waren wir leidlich gut einquartiert. Ich wohnte bei einem jungen Ehepaare, durch dessen Schlafzimmer ich mußte, wenn ich nach meinem Zimmer wollte. Es störte dies nicht, da ich meist früh das Bett aufsuchte.

Eines Tages war große Bestürztheit und Unruhe im Orte. Ein Husar hatte sich bekneipt und war mit Einwohnern in Streit geraten. Bei dem Gedränge war er gefallen und hatte sich auf einem Stein eine tiefe Wunde zugezogen. Ich wurde gerufen und verband ihn. Er war verständig genug, zu bekennen, daß er allein schuld hätte; er wäre von selbst

Digitized by Google

gefallen, ohne von den Einwohnern gestoßen zu sein. Ich hatte also keine Ursache, die Angelegenheit zu melden. Die Einwohner aber waren voller Angst wegen einer Meldung, die ihnen eine hohe Strafkontribution einbringen konnte.

Dadurch, daß ich den Husaren in sein Quartier brachte, kam ich spät nach Hause. Das junge Ehepaar lag schon im Bett, wartete aber auf mich, weil es sich auch um die Angelegenheit sorgte. Ich wurde sofort lebhaft angesprochen. Das Genrebildchen wird mir unvergeßlich sein. Ein zweischläfriges Bett, wie überall in Frankreich. Der junge Ehemann mit einer Zipfelmütze, wie allgemein gebräuchlich; das Eheweibchen in einem niedlichen Nachtkostüm. Beide im Bette sitzend und lebhaft gestikulierend. Ich konnte sie beruhigen, ich hätte keine Meldung gemacht. Mir wurden die Hände gestreichelt und geküßt. Ich wünschte, ein Maler zu sein; ich hätte sofort das prächtige Genrebildchen skizziert.

Es wurde immer sicherer, daß das Zieten-Husaren-Regiment als Besatzungstruppe in Frankreich solange zurückbleiben würde, bis die Milliarden Kriegskosten von Frankreich gezahlt waren. Wenn ich nicht Urlaub bekam oder nach Berlin versetzt wurde, mußte ich also noch Monate lang in Frankreich bleiben. Es wäre mir dies auch meiner Praxis wegen, die sich bereits recht gut entwickelt hatte, sehr peinlich gewesen. Ich ersehnte deshalb auch aus letzterem Grunde eine Versetzung. Aber der erste April kam heran; ich wurde in den April geschickt, es kam keine Nachricht von Berlin.

Da versuchte ich es noch einmal, wenigstens Urlaub zu bekommen. Mein Oberstabsarzt Dr. Nöhte, dem seine Frau viel über mein liebenswürdiges schönes Frauchen berichtet hatte, war voller Teilnahme für sie und für mich. Er fuhr

Digitized by Google

selbst nach Troyes zum Oberkommando und suchte Urlaub für mich zu erwirken. Es kam am 10. April die Nachricht, ich sei unentbehrlich, der Urlaub könne nicht bewilligt werden. So schmeichelhaft es für meine ärztliche Tätigkeit war, daß ich unentbehrlich, so war ich doch sehr niedergedrückt.

Da kam am 11. April ganz unerwartet der Befehl aus Berlin: ich sei vom 1. April ab zum Ersatzbataillon des Kaiser Alexander-Regiments nach Berlin versetzt. Ich packte sofort den Koffer, machte die Abmeldungen, drückte allen Kameraden die Hand und fuhr in einem gemieteten Wagen landeinwärts auf Vitry le français zu, wo ich erst Bahnanschluß hatte.

Die Fahrt als Einzelner durch unbesetztes Feindesland erschien mir trotz Frieden nicht ganz unbedenklich, doch die Bevölkerung war durchaus freundlich gesinnt. Wenn ich in Dörfern Halt machte, um das Pferd ruhen zu lassen und mir selbst eine Erfrischung zu gönnen, so umgab man mich neugierig und fragte mich aus. Sie hatten den Feind nicht zu sehen bekommen. Großes Interesse erregte bei ihnen das eiserne Kreuz. Ich mußte ihnen alles darüber erklären.

Gegen Abend langte ich in Vitry le français an und fand das Etappenkommando in dem Hotel vor, in dem ich selbst Unterkommen suchte. Ich meldete mich vorschriftsmäßig und erhielt meine Reiserichtung auf der Bahn. Ich traf auch einige Bekannte aus Berlin als Reserve-Offiziere dort vor, (Rittmeister Hundrich, v. Poncet, Lademann) und konnte einige gemütliche Stunden mit ihnen verleben.

Zusammen mit v. Poncet und Lademann, dem bekannten späteren Ersten Staatsanwalt, fuhr ich über Toul, Nancy, Luneville, Avricourt nach Lothringen und Elsaß und über Saarburg, Pfalzburg, Zabern nach Straßburg. Es war

Digitized by Google

mir doch eine recht große erhabene Freude, diese Lande und besonders das alte schöne Straßburg wieder als deutsch zu begrüßen; über diesen Gewinn vergaß man alle überstandenen Strapazen und Gefahren. Ich hatte Zeit genug, alles zu besichtigen.

Ueber Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt ging's nach Frankfurt a. M. Auch hier wurde Halt gemacht. Ich konnte mir nach langer Zeit einmal wieder einen großstädtischen Genuß bereiten; ich besuchte die Oper und hörte „Die Krondiamanten". Großstädtisch sah ich in meinem Anzuge freilich nicht aus. Meine Uniform trug zu deutliche Spuren des Biwaklebens an sich. Ich war Gegenstand der Neugierde und begeisterter Begrüßungen. Es schienen noch nicht viel so verbrannte und kriegsmäßig gekleidete, mit dem eisernen Kreuz geschmückte Krieger durch Frankfurt a. M. gekommen zu sein.

Ich vermutete mein liebes Weib bei ihrer älteren Schwester und ihrem Schwager, dem Dr. Fincke in Halberstadt, dem jetzigen Geh. Sanitätsrat und langjährigen Stadtverordnetenvorsteher. Ich bog deshalb nach Halberstadt ab, traf meine Frau aber nicht mehr vor, sie war auf die Nachricht hin, daß ich heimkehre, schleunigst nach Berlin gefahren. In Halberstadt liegt das schöne Regiment der Bismarck-Kürassiere. Gegen die Offiziere der Ersatz-Schwadron stach ich allerdings ganz gewaltig ab. Mein Schwager sah mich stets bedenklich von der Seite an und meinte:

„Donnerwetter, Küster, Du siehst doch polizeiwidrig abgebrannt aus."

Nun aber ging's nach Berlin. In Brandenburg hatte ich, in meinen Mantel gehüllt, in der Dunkelheit noch die Genugtuung von jungen Leuten für den Kronprinzen ge-

Digitized by Google

halten zu werden. Wir hatten in Magdeburg den Anschluß nicht erreicht; so kam ich erst spät abends auf dem Potsdamer Bahnhofe in der Flottwellstraße an und flog in die Arme meines lieben Weibes. Meine guten Schwiegereltern, mein Bruder Ernst und Dr. Körte waren gleichfalls zur Begrüßung zugegen. Ich empfand, wie verständig ich gewesen, mich vor der Trommel trauen zu lassen. Ich zog in mein muschliges Heim und nahm das erste Essen mit meinem Frauchen ein.

Die Flitterwochen wären aber beinahe gestört worden. Ich machte zunächst einen Besuch bei dem Generalstabsarzt Dr. Grimm. Er hatte es gewünscht, damit ich ihm über die letzten Stunden seines lieben Sohnes, des bei Vionville gefallenen Rittmeisters, berichte. Es war eine ergreifende Stunde für mich.

Dann meldete ich mich bei meinem Generalarzt Dr. Boeger. Er teilte mir mit, daß ich ins Lazarett der Alexander kommandiert sei und daß ich daselbst zu wohnen habe. Ich war ganz verblüfft, stellte meinem Vorgesetzten meine Lage vor und bat, in meinem Heim wohnen zu dürfen. Er entschied, daß ich amtlich im Lazarett wohne, daß man es nicht merken wolle, wenn ich in meinem Hause wohne, aber es dürfe nichts vorkommen und nichts verabsäumt werden. Wäre dies der Fall und würde es gemeldet, so würde mein Fernsein vom Lazarett bestraft. Ich traf die nötigen Vorkehrungen und Verabredungen mit meinen Lazarettgehilfen. — Fernsprecher gab es damals leider noch nicht. — Der Dienst konnte peinlich erledigt werden, ohne daß ich im Lazarett wohnte. Zunächst erhielt ich noch einige Tage Urlaub, um meine alten Eltern auf der Ostseeinsel Wollin zu begrüßen und ihnen mein junges Weib vorzustellen.

Digitized by Google

Auch auf dem Heimatdorfe, das für gewöhnlich wie die ganze Insel keinen Soldaten birgt, sollte ich mit französischen Soldaten zusammenkommen. Ich machte mit meiner Frau einen Spaziergang, als uns ein Trupp gefangener französischer Soldaten entgegenkam. Ich war in Uniform; sie machten ihre Ehrenbezeugungen; ich sprach sie an. Sie wurden als Arbeiter auf einer in der Nähe liegenden Fabrik beschäftigt. Den Sonntag hatten sie benutzt, um nach französischer Art im Kruge eau de vie, d. h. Schnaps zu trinken. Das hatten sie so ergiebig getan, daß sie einen Kameraden auf ihren Schultern liegend tragen mußten.

Noch Monate vergingen, ehe die Kriegsbilder ganz aufhörten. Zunächst der Einzug der heimkehrenden Gardetruppen. Ich war diesmal zwar amtlich aber nur als Zuschauer beteiligt. Der jubelnde Einzug sollte leider stark getrübt werden. Es war ein schwüler Tag. Es fielen viele infolge Hitzschlags um, sogar ein wie ich zuschauender Kollege. Auf dem Lazarett hatte ich drei von den heimgekehrten Alexandrinern, die nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden konnten. Es ergriff mich stark. Als heimkehrender Sieger in dieser Weise zu grunde zu gehen, war ein grimmes Trauerstück.

Erfreulicher war das letzte Feldzugsbild, das ich erlebte. Wir feierten am 18. Oktober die goldene Hochzeit unserer Eltern. Alle dreizehn groß gewordenen Kinder waren mit ihren Männern und Frauen bez. Braut — mein Bruder Ernst hatte sich erst nach dem Feldzuge verlobt — zur Hochzeit versammelt, wir beiden jüngsten Söhne aus dem Feldzuge heimgekehrt, beide mit dem eisernen Kreuz geschmückt, auch sämtliche Enkel und Enkelkinder waren zugegen — es waren mit Schwiegerkindern 67 Nachkommen —

Digitized by Google

nur einer fehlte noch, ein Enkel. Im letzten Augenblick kam er in Artillerie-Uniform angefahren. Er kam direkt aus Dijon, wo seine Batterie noch lag. Er war zur goldenen Hochzeit beurlaubt worden.

Hiermit endeten die Bilder, die ich so zahlreich und so wirkungsvoll im Kriege empfangen habe. Sie sind mir stets vor Augen geblieben und jetzt, wo ich mit Hilfe der Briefe und Niederzeichnungen mir das ganze Kriegsleben wieder einmal ins Gedächtnis zurückgerufen habe, stehen sie so lebhaft vor mir, als wenn alles erst einige Wochen vorher geschehen wäre.

Digitized by Google

10.

Schlußworte.

Die ehemaligen Offiziere des Zieten-Husaren-Regiments haben die schöne Sitte, im Winter jeden Monat einmal zu einem zwanglosen Abendessen zusammenzukommen. Ich bin häufig zugegen gewesen, traf ich dort doch eine ziemlich große Anzahl von Kriegskameraden, mit denen ich alte Erinnerungen pflegen konnte. Es erschienen dort mehr oder weniger häufig: Generalleutnant z. D. v. Thümen, Exzellenz, mein alter Rittmeister, und zwar noch in unveränderter Rüstigkeit, Oberstleutnant a. D. Krell, der ehemalige schneidige Rittmeister der dritten Schwadron, Unterstaatssekretär Dr. von Mühlberg, Exzellenz, mein Gefährte auf Chateau la Borde, Oberst a. D. v. Byern, mein Reitgefährte am Schluß der Schwadron, dem seine Narben öfter noch zu schaffen machen, Generalleutnant v. Winterfeldt, unser Regiments-Adjutant während des Feldzuges, der kürzlich erst zur Dispositon gestellt, Major a. D. v. Seydlitz, ein regelmäßiger Teilnehmer, Oberstleutnant z. D. v. Zieten, der Verwundete von Mondoubleau. Auch Graf Schwerin war gelegentlich eines Besuches in Berlin — er lebt auf seinen Gütern —

Digitized by Google

zugegen. Eine Reihe ist leider frühzeitig gestorben. Wir waren aber doch zuweilen 7 bis 8 Kriegskameraden zusammen.

Sollte diese Schrift in ihre Hände kommen, so wünsche ich, daß sie dieselbe mit derselben Freude lesen, wie ich sie in Erinnerung einer großen Zeit geschrieben habe.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstraße 16.

Digitized by Google

Digitized by Google

1907.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google